

Michèle Röthlisberger

# Der lange Weg der Emanzipation

Eine qualitative Untersuchung von emanzipatorischen Prozessen in  
Lebensläufen junger Frauen

Master-Thesis des Kooperationsstudiengangs Master of Science in Sozialer Arbeit  
der Fachhochschulen Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich  
August 2018



Sozialwissenschaftlicher Fachverlag Edition Soziothek

Edition Soziothek  
c/o Berner Fachhochschule BFH  
Soziale Arbeit  
Hallerstrasse 10  
3012 Bern  
www.soziothek.ch

Michèle Röthlisberger: Der lange Weg der Emanzipation. Eine qualitative Untersuchung von emanzipatorischen Prozessen in Lebensläufen junger Frauen

ISBN 978-3-03796-690-7

Schriftenreihe Master-Thesen des Kooperationsstudiengangs Master of Science in Sozialer Arbeit der Fachhochschulen Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich

In dieser Schriftenreihe werden Master-Thesen von Studierenden des Kooperationsstudiengangs Master of Science in Sozialer Arbeit der Fachhochschulen Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich publiziert, die mit Bestnote beurteilt und zur Publikation empfohlen wurden.



Dieses Werk wurde unter einer Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht.

Lizenz: CC-BY-NC-ND 4.0

Weitere Informationen: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Sie dürfen:

Teilen — das Material in jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten

Unter folgenden Bedingungen:

Namensnennung — Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders.

Nicht kommerziell — Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.

Keine Bearbeitungen — Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt aufbauen, dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.

Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten.

Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Schweizer Recht unberührt.

# Der lange Weg der Emanzipation

---

Eine qualitative Untersuchung von emanzipatorischen Prozessen in  
Lebensläufen junger Frauen

# Der lange Weg der Emanzipation

---

Eine qualitative Untersuchung von emanzipatorischen Prozessen in  
Lebensläufen junger Frauen

Vorgelegt am 8. August 2018 von  
Michèle Röthlisberger

Studienbeginn: Frühlingssemester 2014

Master in Sozialer Arbeit  
Bern | Luzern | St. Gallen | Zürich

Fachbegleitung: Prof. Dr. Rebekka Ehret

## ABSTRACT

Emanzipation meint das Heraustreten aus Abhängigkeitsverhältnissen und kann als Grundanliegen der Sozialen Arbeit bezeichnet werden. Seit ihren Anfängen versucht die Soziale Arbeit dasjenige zu beseitigen und zu reduzieren, was den Menschen einschränkt, diskriminiert, ausgrenzt und an einem gelingenden Leben hindert.

Die vorliegende Masterthesis untersucht die Heterogenität solcher emanzipatorischer Prozesse exemplarisch an Lebensläufen junger Frauen. Ausgangspunkt ist die These, dass Emanzipation mit vielfältigen Spannungen verbunden ist und nicht auf eine individuelle Perspektive beschränkt werden kann. Daraus ergibt sich eine Forschungsfrage, die sowohl die individuelle wie auch die strukturelle Ebene von Emanzipationsprozessen berücksichtigt. Die vorliegende Masterthesis geht der Frage nach, wie die Spannungsverhältnisse, welche Frauen in Bezug auf eigene Emanzipationsprozesse wahrnehmen, vor dem Hintergrund struktureller, intersektionaler Differenzkategorien kritisch zu diskutieren und zu bewerten sind.

Das intersektionale Mehrebenenanalysemodell nach Nina Degele und Gabriele Winker sowie das gruppensdynamische Emanzipationsverständnis nach Gerhard Schwarz bilden die theoretische Grundlage für die Beantwortung der Forschungsfrage. In einem qualitativen Forschungsverfahren werden die Daten mittels vier biografisch-narrativen Interviews erhoben und anschliessend in Anlehnung an die intersektionale Mehrebenenanalyse nach Degele und Winker sowie mit einem hermeneutischen Zugang ausgewertet.

Zentrale Erkenntnisse sind, dass Emanzipation nicht als Endzustand, sondern als Prozess zu verstehen ist, der in Form von individuellen Lern- und Bildungsprozessen in Richtung Mündigkeit, Selbstständigkeit und Autonomie verläuft und nur im Sozialbezug verstanden werden kann. Dieser Prozess umfasst das Heraustreten aus Abhängigkeitsverhältnissen und ist mit Spannungsverhältnissen, Ambivalenzen und Krisen der Einsamkeit verbunden, die es immer wieder zu bewältigen gilt. Es hat sich gezeigt, dass die emanzipatorischen Prozesse nicht in erster Linie entlang intersektionaler Differenzkategorien verlaufen, obwohl die Kategorie Geschlecht und Sexualität in Bezug auf die Emanzipation eine Rolle spielen. Vielmehr sind die Spannungen, welche die jungen Frauen in Bezug auf diese emanzipatorischen Prozesse erleben, eng mit ihren Familien und der Thematik der Adoleszenz verbunden.

## DANK

Ich danke den vier jungen Frauen, die sich für meine Forschung zur Verfügung gestellt haben und bereit waren, mir aus ihrem Leben zu erzählen. Ohne ihr Vertrauen wäre diese Masterthesis nicht möglich gewesen. Prof. Dr. Rebekka Ehret danke ich für die konstruktive und angenehme Fachbegleitung. Der spannende Fachaustausch hat mich inspiriert, motiviert und bereichert. Andrea, Leandra, Simon, Martin, Lukas, David und Christian danke ich herzlich für ihr Engagement und die spannenden Diskussionen im Rahmen der Forschungswerkstatt. Für das zuverlässige Lektorat und die anregenden Rückmeldungen zu meiner Masterthesis danke ich Simon, Simone und Rahel. Weiter bedanke ich mich herzlich bei allen, die mich während meines Masterstudiums, insbesondere während dieser Masterthesis, grosszügig unterstützt haben.

Ein besonderer Dank geht zum Abschluss an all jene, die mich auf meinem eigenen Weg der Emanzipation begleitet und unterstützt haben. Ohne sie wäre Vieles nicht möglich gewesen.

# INHALTSVERZEICHNIS

1.	AUSGANGSLAGE, ZIELSETZUNG UND FRAGESTELLUNG .....	1
2.	FORSCHUNGSSTAND UND WISSENSCHAFTLICHER DISKURS .....	5
3.	THEORETISCHE KONZEPTE UND MODELLE .....	15
3.1	Intersektionalität als Mehrebenenanalyse .....	15
3.2	Emanzipation, Mündigkeit und Feminismus.....	23
3.3	Emanzipatorische Prozesse und das Verhältnis von Individuum und Gruppe.....	26
4.	METHODISCHES VORGEHEN.....	35
4.1	Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung .....	35
4.2	Datenerhebung.....	38
4.3	Datenauswertung.....	43
5.	FORSCHUNGSERGEBNISSE .....	49
5.1	Interview 1 .....	49
5.1.1	Kurzporträt .....	50
5.1.2	Intersektionale Kategorien .....	50
5.1.3	Emanzipatorische Prozesse .....	54
5.2	Interview 2 .....	56
5.2.1	Kurzporträt .....	56
5.2.2	Intersektionale Kategorien .....	56
5.2.3	Emanzipatorische Prozesse .....	61
5.3	Interview 3 .....	64
5.3.1	Kurzporträt .....	64
5.3.2	Intersektionale Kategorien .....	65
5.3.3	Emanzipatorische Prozesse .....	68

5.4 Interview 4 .....	71
5.4.1 Kurzporträt .....	72
5.4.2 Intersektionale Kategorien .....	72
5.4.3 Emanzipatorische Prozesse .....	75
6. SCHLUSSFOLGERUNGEN .....	79
6.1 Diskussion der Erkenntnisse aus Theorie und Empirie – Beantwortung der Forschungsfrage.....	79
6.2 Reflexion des Forschungsprozesses .....	88
6.3 Fazit und Ausblick.....	93
7. LITERATURVERZEICHNIS.....	97
8. ANHANG.....	102
8.1 Anhang 1: Interviewleitfaden .....	102
8.2 Anhang 2: Kurzfragebogen .....	104
8.3 Anhang 3: Postskriptum .....	105
9. PERSÖNLICHE ERKLÄRUNG .....	106

## 1. AUSGANGSLAGE, ZIELSETZUNG UND FRAGESTELLUNG

Emanzipatorische und feministische Bewegungen gehen historisch weit zurück und haben seit jeher kontroverse Diskussionen und gesellschaftliche Spannungen ausgelöst. In der Zwischenzeit existieren zahlreiche Vorstellungen davon, was unter Emanzipation und Feminismus zu verstehen ist. Ein Blick in die alltägliche Begriffsverwendung zeigt die Spannweite auf, für die der Begriff der Emanzipation verwendet wird. Die Begriffsverwendung reicht von der Frauenbewegung über die Forderung nach Selbstbestimmung der afroamerikanischen Bevölkerung bis hin zur Forderung nach gesellschaftlicher Inklusion von Menschen mit einer Behinderung (Oehler, Drilling, Käser & Thomas, 2017, S. 12). Die feministische Literatur ist äusserst umfangreich. Ein einheitliches Verständnis von Feminismus existiert nicht. Feminismus wird oft mit Emanzipation in Verbindung gebracht. Das Verhältnis von Emanzipation und Feminismus ist in der Literatur jedoch nicht abschliessend geklärt. Fest steht, dass feministische Theorie und Praxis eine emanzipatorische Absicht verfolgen. Das gemeinsame Band, das die grosse Spannbreite unterschiedlicher Verortungen und Verständnisse von Feminismus zusammenhält, ist das Verständnis, dass sich feministische Theorie und Praxis als Gesellschaftskritik mit emanzipatorischer Absicht sieht. Es geht um ein wissenschaftliches und politisches Interesse an den Strukturen von Geschlechterverhältnissen und die Kritik an jeglichen Macht- und Herrschaftsformen (Jung, Lieb, Reusch, Scheele & Schoppengerd, 2014, S. 7; Becker-Schmidt & Knapp, 2011, S. 7). Auch Hennessy (2003) weist in ihrer Definition auf die emanzipatorische Absicht von Feminismus hin: „Feminismus lässt sich als Ensemble von Debatten, kritischen Erkenntnissen, sozialen Kämpfen und emanzipatorischen Bewegungen fassen, das die patriarchalen Geschlechterverhältnisse, die alle Menschen beschädigen, und die unterdrückerischen und ausbeuterischen gesellschaftlichen Mächte, die insbesondere Frauenleben formen, begreifen und verändern will.“ (zitiert nach Thiessen, 2010, S. 37-38).

Anhand dieser Ausführungen wird deutlich, dass sich emanzipatorische Prozesse auf gesellschaftliche Strukturen beziehen, diese analysieren und verändern wollen. Emanzipation löst jedoch nicht nur auf der gesellschaftlichen Ebene Spannungen aus – sie beeinflusst auch das persönliche Erleben von Individuen, da es bei emanzipatorischen Prozessen immer auch um Individuen geht, die sich aus Abhängigkeitsverhältnissen herauslösen. Emanzipation ist in Hinblick auf (Selbst-)Befreiung aus diversen Abhängigkeits- und Fremdbestimmungsverhältnisse mitunter an den Subjektgedanken geknüpft. Die Frage der Emanzipation zu stellen, heisst nach Maurer (2007), sich mit Befreiungsversuchen ebenso wie mit Verhältnissen der Unfreiheit auseinanderzusetzen (zitiert nach Oehler et al., 2017, S. 12).

Ausgangspunkt dieser Masterarbeit ist die These, dass solche emanzipatorischen Prozesse nicht nur auf der gesellschaftlichen Ebene mit vielfältigen Spannungen verbunden sind, sondern auch auf der individuellen Ebene und dass verallgemeinernde Konzepte wie „Emanzipation“ nur in begrenztem Masse ein Erfassen der tatsächlichen und vielfältigen Prozesse und Wandlungen im Selbstbewusstsein von Betroffenen ermöglicht. In diesem Sinne verfolgt die Masterthesis die Absicht, statt einer Reduktion auf verallgemeinernde Begriffe und Konzepte, die Heterogenität der individuellen Entwürfe von Emanzipation und die damit zusammenhängenden Spannungsverhältnissen herauszuarbeiten sowie ein tieferes Verständnis von emanzipatorischen Prozessen theoretisch sowie empirisch zu erarbeiten. Es geht darum, die individuellen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Emanzipationsprozessen zu untersuchen. Das Ziel besteht darin, die Spannungsverhältnisse, die sich in Zusammenhang mit Emanzipationsprozessen für das Individuum ergeben, zu identifizieren, die individuellen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster sowie die individuellen Bewältigungsstrategien zu untersuchen. Emanzipation soll hier keinesfalls auf eine individualistische Perspektive beschränkt werden. Es werden zwar subjektive Deutungen und Bewältigungsmuster in Bezug auf Emanzipationsprozesse untersucht; diese subjektiven Deutungen und Bewältigungsmuster beziehen sich jedoch immer auf strukturell bedingte Abhängigkeitsverhältnisse. Bei Emanzipationsprozessen geht es um das Heraustreten aus Abhängigkeitsverhältnissen und um das Loslösen von Herrschaftsverhältnissen. Diese Herrschaftsverhältnisse werden nach Degele und Winker (2010) anhand von ungleichheitsgenerierenden Differenzmerkmalen wie Geschlecht, Klasse, Rasse<sup>1</sup> und Körper gesellschaftlich konstruiert (vgl. Kapitel 3.1). Emanzipation richtet sich somit auf gesellschaftliche Abhängigkeitsverhältnisse sowie auf psychische Strukturen. Die Forschungsfrage der Masterthesis berücksichtigt folglich sowohl die psychischen wie auch die gesellschaftlichen Strukturen von Emanzipationsprozessen. Dabei setzt sie sich exemplarisch mit Emanzipationsprozessen von Frauen auseinander und reiht sich damit in die Frauen- und Geschlechterforschung ein. Die Auseinandersetzung mit Emanzipation ist für die Soziale Arbeit von grosser Relevanz, da sie sich seit ihren Anfängen dafür einsetzt, das zu beseitigen und zu reduzieren, was den Menschen bevormundet, einschränkt, benachteiligt, diskriminiert oder ausgrenzt (Oehler et al., 2017, S. 23-24).

---

<sup>1</sup> In der Regel wird im deutschsprachigen Kontext der Begriff „Rasse“ mit Rücksicht auf die nationalsozialistische Vergangenheit zumeist in Anführungszeichen verwendet. Der englische Begriff race wird oft als Alternative verwendet, um die biologisch determinierte und nationalsozialistische Konnotation zu vermeiden (Dietze, 2001; zitiert nach Degele & Winker, 2007, S. 1). Degele und Winker (2007) verwenden den Begriff Rasse jedoch bewusst ohne Anführungszeichen, weil sie gerade mit dem Begriff den Prozess der Rassierung, also Prozesse, welche die Rasse erst konstruieren und somit Ausgrenzung und Diskriminierung sowie ihre gewaltförmige Naturalisierung und Hierarchisierung deutlich machen (S. 1). In Anlehnung an Degele und Winker (2007) wird in dieser Arbeit der Begriff ebenfalls ohne Anführungszeichen verwendet, um gerade dadurch den rassistischen Gehalt im Sinne der Konstruktion von Kategorien transparent zu machen.

Die Masterthesis will folgende Leitfrage beantworten:

*Wie sind die Spannungsverhältnisse, welche Frauen in Bezug auf eigene Emanzipationsprozesse wahrnehmen, vor dem Hintergrund von intersektionalen Differenzkategorien kritisch zu diskutieren und zu bewerten?*

Um möglichst offen und kategorienfrei an das Thema herangehen zu können, ist die Frage bewusst offen formuliert worden. Dies impliziert, dass die Forschungsfrage nicht durch Kategorien wie ausländische Frauen oder muslimische Frauen eingeschränkt wurde. Natürlich stellen Frauen auch eine Kategorie<sup>2</sup> dar. Eine minimale Fokussierung der Forschungsfrage wurde jedoch gewählt und ist dadurch begründet, dass die Thematik der Emanzipation historisch eng mit der Frauenbewegung und somit mit frauenspezifischen Anliegen verknüpft ist.

Bei der Frage nach den Spannungsverhältnissen werden die individuellen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Frauen in Bezug auf ihre Emanzipationsprozesse herausgearbeitet und damit auf die psychische Struktur fokussiert. Wie Emanzipationsprozesse vor dem Hintergrund von Differenzmerkmalen, welche im Verständnis der Intersektionalität strukturell bedingt sind, kritisch diskutiert und bewertet werden können, bringt die zunächst individuell wahrgenommenen und beschriebenen Spannungsverhältnisse wieder in Verbindung mit der strukturellen Ebene. Das Datenmaterial wird mittels biografisch-narrativen Interviews erhoben.

Eine zentrale Prämisse der Frauenforschung bezieht sich auf die herausgehobene Stellung, die der individuellen Erfahrung beigemessen wird (Bock, 1997, S. 34). Dieser Prämisse trägt der erste Teil der Forschungsfrage Rechnung. Es geht darum, die Argumentation der Interviewpartnerinnen in Hinblick auf ihre Vorstellungen von Emanzipation und ihre eigenen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von diesen Prozessen in ihrer Biografie zu erforschen.

Emanzipationsprozesse können jedoch nicht jenseits von gesellschaftlichen Strukturen und Machtverhältnissen analysiert werden. In Anlehnung an den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs (vgl. Kapitel 2) wird Emanzipation auch nicht mehr nur in Hinblick auf die Kategorie des Geschlechts untersucht. Geschlecht wird heute als interdependente Kategorie gesehen, welche mit anderen Kategorien sozialer Ungleichheit zusammenhängt. Feministische Wissenschaft beschränkt sich nicht mehr auf den Gegenstand „Geschlecht“, sondern interessiert sich für allgemeine Ausgrenzungs- und Marginalisierungsprozesse. Von Interesse sind zunehmend die Wechselwirkungen zwischen solchen ungleichheitsgenerierenden Kategorien und ihnen zugrunde liegende gesellschaftliche Macht- und

---

<sup>2</sup> Die Kategorie Frau stellt sogar eine äusserst grosse Kategorie dar, die niemals die Heterogenität aller Frauen erfassen kann. Vergleiche dazu in Kapitel 2 die Ausführungen zum Unbehagen mit der Kategorie Frau in der Frauen- und Geschlechterforschung sowie den Text von Gudrun-AxeliKnapp (1988) mit dem Titel „Die vergessene Differenz“.

Herrschaftsverhältnisse. Deshalb werden die Emanzipationsprozesse in Verbindung mit der gesellschaftlichen Struktur gebracht, indem die vorliegende Masterthesis die Frage beantworten will, wie diese Emanzipationsprozesse vor dem Hintergrund von Differenzmerkmalen kritisch zu diskutieren und zu bewerten sind. Dabei soll offengehalten werden, welche Kategorien sich für die Interviewpartnerinnen als relevant herausstellen werden. Aus diesem Grund ist die Forschungsfrage bewusst offen formuliert. Für die Analyse wird hier das intersektionale Mehrebenenanalysemodell nach Degele und Winker (2010) herangezogen, weil dieses in der Analyse von der Verwobenheit von ungleichheitsgenerierenden Kategorien die gesellschaftliche wie individuelle Ebene berücksichtigt.

Die Arbeit gliedert sich grob in zwei Teile: in einen theoretischen und einen empirischen Teil. Im theoretischen Teil wird in einem ersten Schritt auf den wissenschaftlichen Diskurs der Frauen- und Geschlechterforschung eingegangen (Kapitel 2). In einem zweiten Schritt findet eine Einführung in theoretische Konzepte und Modelle (Kapitel 3) statt, welche die Grundlage für die spätere Analyse und Reflexion bilden. Dabei wird zunächst auf das Intersektionalitätsverständnis nach Degele und Winker (2010) eingegangen (Kapitel 3.1). Anschliessend werden die für die Masterthesis zentralen Begriffe wie Emanzipation, Mündigkeit und Feminismus geklärt (Kapitel 3.2). In Kapitel 3.3 findet anhand von Schwarz (2007) eine Auseinandersetzung mit Emanzipation und den damit einhergehenden Spannungsverhältnissen statt, welche die mikrosozialen Dimensionen emanzipatorischer Prozesse beleuchtet (Individuum und Gruppe). Der zweite Teil umfasst die Empirie und beinhaltet die methodengeleitete Erhebung, Auswertung (Kapitel 4) und Analyse (Kapitel 5) der Interviews. Die ausgewerteten Daten werden in Kapitel 6 kritisch diskutiert und wieder mit der Forschungsfrage sowie mit der zuvor erarbeiteten Theorie in Verbindung gebracht und in Bezug zur Sozialen Arbeit gesetzt.

Im Folgenden wird nun auf den wissenschaftlichen Diskurs und den aktuellen Forschungsstand eingegangen. Entlang des wissenschaftlichen Diskurses wird das vorhin erwähnte Konzept der Intersektionalität eingeführt.

## 2. FORSCHUNGSSTAND UND WISSENSCHAFTLICHER DISKURS

Die vorliegende Masterthesis befasst sich mit einer Fragestellung, welche dem feministischen Theoriediskurs der Frauen- und Geschlechterforschung zugeordnet werden kann. In der Frauen- und Geschlechterforschung existiert ein breiter und vielschichtiger Forschungsstand. Dies hängt damit zusammen, dass sich die Frauen- und Geschlechterforschung von Anfang an als interdisziplinär verstanden hat (Gildemeister & Hericks, 2012, S. 155). In der Zwischenzeit liegen zahlreiche Forschungsergebnisse aus verschiedenen Disziplinrichtungen vor. Es existieren mehrere Handbücher, welche unterschiedliche Theorien, Methoden und empirische Ergebnisse aus der Frauen- und Geschlechterforschung zusammenstellen. Beispielsweise führen Ruth Becker und Beate Kortendiek (2010) im „*Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*“ verschiedene Ebenen der Frauen- und Geschlechterforschung mit Beiträgen von 122 Wissenschaftler\*innen<sup>3</sup> aus aller Welt systematisch zusammen. Die Beiträge des Handbuchs geben einen Überblick über die jeweiligen zentralen Definitionen, theoretischen Ansätze, methodischen Verfahren, grundlegenden Studien und aktuellen Forschungsergebnisse. Auch Kathy Davis, Mary Evans und Judith Lorber (2008) führen in ihrem „*Handbook of Gender and Women’s Studies*“ zentrale Theorie- und Forschungsdiskurse zusammen. Es wird schnell ersichtlich, dass die feministische Literatur und der Stand der Frauenforschung äusserst umfangreich sind. Es würde den Rahmen dieser Masterthesis sprengen, den gesamten disziplinübergreifenden Forschungsstand und Theoriediskurs abzubilden. Dieses Kapitel fokussiert auf die groben Entwicklungslinien des wissenschaftlichen Diskurses im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung, angefangen bei der Entstehung der Frauenforschung, über die Ausdifferenzierung der Frauen- zur Geschlechterforschung bis hin zu neueren Debatten der Intersektionalität.

Die Frauen- und Geschlechterforschung ist jüngeren Datums und musste sich ihren Weg in die Welt der Wissenschaft erst erarbeiten. Die Frauenforschung (Women Studies) ist aus der zweiten Frauenbewegung der 1960er und 70er Jahren entstanden (Gildemeister & Hericks, 2012, S. 149). Kritisiert wurde der Jahrhunderte lange Ausschluss von Frauen aus der Wissenschaft und Forschung (ebd., S. 155). Es wurde eine „feministische Forschung“ gefordert, welche die von Männern geprägten Wissenschaftsstrukturen kritisch betrachtet und die Frauenbewegung in die Wissenschaft trägt. „Feministische Forschung“ verstand sich als Forschung von Frauen für Frauen durch Frauen – eine Forschung, die sich an den Belangen von Frauen (Becker-Schmidt & Knapp, 2011, S. 31) und deren benachteiligten Situationen orientiert und Frauen sichtbar werden lässt (Nickel, 2000, S. 135). Am Beispiel der Historik zeigte Joan W. Scott in ihrem 1994 erschienenen Beitrag „*Gender: Eine nützliche*

---

<sup>3</sup> Der Stern\* weist darauf hin, dass es sich beim Geschlecht um eine soziale Konstruktion handelt. Mit dem Stern wird die geschlechtliche Binarität aufgebrochen. Er weist darauf hin, dass es auch Menschen gibt, die sich nicht klar dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zuordnen lassen.

*Kategorie der historischen Analyse*“ eindrücklich auf, wie Historiker\*innen Gender als Analysekategorie in ihre Wissenschaftstradition erst einführen mussten, um sich neuen Forschungsgebieten, wie Frauen oder Geschlechterideologien, überhaupt zuwenden zu können. In historischen Untersuchungen war das soziale Geschlecht<sup>4</sup> bis anhin nicht beachtet worden, da dies in Bezug auf Kriege, Diplomatie oder Politik als nicht relevant angesehen wurde (Scott, 1994, S. 34-35). Bis anhin traf die Rolle der Frau in der Geschichte auf minimales Interesse. Feministischen Historikerinnen ging es darum aufzuzeigen, dass Frauen eine Geschichte haben und an den grossen politischen Umwälzungen der westlichen Zivilisation genauso wie die Männer beteiligt waren (ebd., S. 31-32). In diversen Disziplinen kam diese feministische Kritik und somit die Forderung nach einer Neubetrachtung oder Erweiterung herkömmlicher Theoriebildung auf. In der Psychologie hat beispielsweise Nancy Chodorow (1985) die Theorie von Freud mit ihrem Werk *„Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter“* einer feministischen Kritik unterzogen.

Mittelpunkt der Frauenforschung war die Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Unterdrückung von Frauen. Fragen nach der Stellung von Frauen in modernen westlichen Gesellschaften wurden laut. Frauenforscherinnen zeigten auf, dass feministische Problemstellungen entstanden waren, die Anlass sein sollten, die bis anhin von Männern dominierten Sozialwissenschaften gründlich zu transformieren. Es entstand ein breites Untersuchungsfeld: weibliche Sexualität und Körpererfahrung, Sexismus, Gewalt gegen Frauen, Selbstbestimmung und Geburtenkontrolle, Frauenunterdrückung und die Geschichte des Rechts, Frauenbewegung und Widerstand, ect. Das Verhältnis von Macht und Geschlecht in diversen sozialen Bereichen wurde zum weit verzweigten Gegenstand feministischer Sozialwissenschaft (Becker-Schmidt & Knapp, 2011, S. 34). Die feministische Forschung bekundete keineswegs nur wissenschaftliches Interesse. Sie bezog sich in starkem Masse auch auf praxisnahe und politische Fragestellungen der Frauenbewegung – sie verknüpfte die soziale Bewegung mit emanzipatorischer feministischer Wissenschaft (ebd., S. 35). Die feministische Forschung ist somit seit jeher im Spannungsverhältnis von Wissenschaft und Politik sowie von Theorie und Praxis verortet (Knapp, 2008, S. 37). Hier lassen sich Parallelen zur Sozialen Arbeit erkennen: Auch die Soziale Arbeit steht im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik, Theorie und Praxis. Im heutigen Wissenschaftsverständnis der Sozialen Arbeit wird, wie in der feministischen Wissenschaft, davon ausgegangen, dass sich die Wissenschaft um konkrete Alltagsrealitäten zu kümmern hat und zur Lösung von konkreten sozialen Problemen herangezogen werden soll (Schmocker, 2016, S. 3). Sie geht davon aus, dass Theorie eine emanzipatorische Praxis nach sich ziehen soll. Die Idee einer rein abstrakten Theoriebildung wird in der Sozialen Arbeit abgelehnt. Der Bezug zur konkreten Situation und die Bewährung im Praxisalltag muss gegeben sein: „Soziale Arbeit

---

<sup>4</sup> Für das soziale Geschlecht wird auch der Begriff gender verwendet. Der Genderbegriff wird im Verlauf dieses Kapitels weiter ausgeführt.

gibt es nie nur als theoretische Idee, aber auch nie nur als theorielose Praxis, sondern nur als professionell-methodisch, wissensbasierte Handlung.“ (Schmocker, 2016, S. 3) Die Soziale Arbeit versteht sich als *Handlungswissenschaft*. Dieses Verständnis wird in der feministischen Wissenschaft auch ersichtlich, indem es der Frauenforschung nicht nur darum geht, aktuelle Diskriminierungen von Frauen (theoretisch und empirisch) nachzuweisen, sondern den Frauen ein Terrain als gesellschaftliche und historische Subjekte zu verschaffen und sie in ihren sozialen Aktivitäten ernst zu nehmen. Die Frauenforschung fragt sich, mit welchen Strategien Frauen die Welt zu ihren Gunsten und zum Vorteil aller verändern können, welche Vorbilder es für ihre jeweiligen Emanzipationsanstrengungen gibt und unter welchen Voraussetzungen Emanzipationsprozesse gefördert werden können (Becker-Schmidt & Knapp, 2011, S. 35). Diese der feministischen Wissenschaft inhärente Verbindung von Wissenschaft und Politik droht sich jedoch durch die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an Universitäten zu entkoppeln (Bereswill & Ehlert, 2010, S. 144). Auf diese Tendenz der Entpolitisierung wird im Verlauf dieses Kapitels noch genauer eingegangen (Vgl. S. 10-11).

In den 70er und 80er Jahren setzten sich die Frauenforscherinnen theoretisch und empirisch intensiv mit der Frage auseinander, ob sich denn die Geschlechter überhaupt nachweisbar unterscheiden (Becker-Schmidt & Knapp, 2011, S. 31). Mit der Differenzierung der Erkenntnisse wuchs in der Frauenforschung mit der Zeit das Unbehagen an den Kategorien „Frau“ und „Mann“. Gudrun-Axeli Knapp kritisierte 1988 in ihrem Artikel „*Die vergessene Differenz*“ die Ausblendung von Unterschieden unter Frauen in der Geschlechterforschung. Es kamen Fragen auf wie: „Sind alle Frauen gleich?“, „Sind die Unterschiede zu den Männern so eindeutig?“, „Was weiss man heute überhaupt über Geschlecht, z.B. über die Entwicklung von Geschlechtsidentität?“ (Faulstich-Wieland, 2003, S. 12). Ursula Scheu lehnte sich mit ihrem 1977 erschienen Buch mit dem Titel „*Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht*“ an Simone de Beauvoir an. Damit wurde im deutschsprachigen Raum die in den USA schon früher entfachte Diskussion darüber aufgenommen, dass Geschlecht kein Schicksal ist, sondern ein Resultat von Erziehung und kulturellen Einflüssen. Mit der Unterscheidung „geboren/gemacht“ grenzten sich die Frauenforscherinnen gegen die Positionen ab, welche soziale Ungleichheit zwischen Frauen und Männern auf die Biologie zurückführten (Becker-Schmidt & Knapp, 2011, S. 32). Mit der Einsicht in geschlechtliche Ungleichheitslagen kam neben der Klassentrennung der „gender split“ als soziales Gliederungsprinzip von hierarchischen Sozialgefügen hinzu (Von Braun & Stephan, 2000, S. 10). Der Begriff Gender ist zuerst unter amerikanischen Feministinnen aufgekommen, die darauf bestanden, dass die auf dem Geschlecht basierenden Unterscheidungen sozialer Qualität sind. Das Wort Gender weist auf die soziale Komponente von Geschlecht hin und

lehnt infolge dessen das Verständnis von Geschlecht als eine biologische Determiniertheit ab<sup>5</sup> (Rose, 2011, S. 83; Scott, 1994, S. 28). Die amerikanische Genderdebatte erreichte den deutschsprachigen Raum Ende der 80er Jahren (Von Braun & Stephan, 2000, S. 10). Durch die Differenzierung zwischen sex und gender gelang die Unterscheidung zwischen dem biologischem und dem sozialen Geschlecht. Damit konnte die Konstruktion von Geschlecht sichtbar gemacht werden. Die stillschweigende Festschreibung von Männlichkeit und Weiblichkeit auf angeblich nicht beeinflussbare biologische Gegebenheiten wurde mit dem Genderbegriff aufgesprengt (ebd., S. 9-10).

Judith Butler (1991) geht mit ihrem Buch „*Das Unbehagen der Geschlechter*“ noch einen Schritt weiter. Sie reiht sich eine dekonstruktivistische Perspektive ein, indem sie sagt, dass das anatomisch-biologische Geschlecht zwar existiert, jedoch dessen „Herstellung“ sowie der Umgang mit ihm und jegliche Wesenszuschreibungen gesellschaftlich vermittelt sind (zitiert nach Ammann, Friedli, Frischknecht, Luchsinger & Tischhauser, 2017, S. 9). Sie ist der Ansicht, dass auch mit der Unterscheidung von sex und gender die Idee einer natürlich begründeten Geschlechterdifferenz nicht aus der Welt geräumt ist. Der Vorstellung, dass sich eine kulturelle Geschlechtsidentität (gender) in einen vorgängigen natürlich-anatomischen Geschlechtskörper (sex) einschreibt, ist eine vordiskursive und vorsoziale Einordnung und somit eine biologische Determinante von Geschlecht inhärent. Nach Butler (1991) werden durch diese Vorstellung die Stabilität des binären Geschlechterbegriffs gesichert und zeitgleich die Vorgänge, wie das biologische Geschlecht diskursiv hergestellt wird, verschleiert. Butler (1991) entlarvt damit sex als gender, da auch das biologische Geschlecht diskursiv und sozial hergestellt wird und somit ein kulturelles Konstrukt ist. Judith Butler (1991) hat den Dekonstruktivismus auf die Geschlechterforschung übertragen, indem sie die Konstruktion der Kategorie Geschlecht in den Blick nahm (zitiert nach Rose, 2011, S. 83). Der Ansatz der Dekonstruktion zielt darauf ab, das System der geschlechtstypisierenden Zuschreibungen sowie das binäre Geschlechterverständnis zu destabilisieren (Ammann et al., 2017, S. 9): „Zweigeschlechtlichkeit wird in Vielgeschlechtlichkeit aufgelöst, das Subjekt Frau wird ersetzt durch die Vielfalt aller Subjekte.“ (Wallner, 2011, S. 134). Dekonstruktion soll präzise Kritik an Ungleichheitslagen im Geschlechterverhältnis üben (Ammann et al., 2017, S. 9). Der Wechsel der Bezeichnung *Women Studies* zu *Gender Studies* widerspiegelt diese Diskussion im wissenschaftlichen Diskurs um die Bedeutung von Geschlecht (Faulstich-Wieland, 2003, S. 12). Geschlechterforschung kann somit als Ausdifferenzierung der Frauenforschung verstanden werden (Becker-Schmidt & Knapp, 2011, S. 35). Der Schwerpunkt der Forschung verlagerte sich von der empirischen, an der benachteiligten Situation von Frauen orientierten Forschung (Frauenforschung), auf die Analyse der (asymmetrischen) Geschlechterverhältnisse (Geschlechterforschung) (Nickel, 2000, S. 135). Die Gender Studies

---

<sup>5</sup> Sex = biologisches Geschlecht; Gender = soziales Geschlecht, welches in kultureller Praxis hergestellt wird (Rose, 2011, S. 83; Scott, 1994, S. 28)

begannen seit den 1990er Jahren an den deutschsprachigen Universitäten vermehrt Fuss zu fassen (Schössler, 2008, S. 9). Christina von Braun und Inge Stephan (2000) zeigen in ihrem Herausgeberwerk „Gender Studien“ auf, dass die Forderung der Frauenbewegung über Geschlecht/Gender nachzudenken, eine breite Wirkung zeigte und es keine Disziplin im universitären Curriculum unberührt liess. Ihre Zusammenstellung der Gender Studien der einzelnen Disziplinen macht deutlich, dass sich längst nicht mehr nur die Sozialwissenschaft mit der Thematik auseinandersetzt, sondern auch die Geschichtswissenschaft, Erziehungswissenschaft, Theologie, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft, Philosophie, Musikwissenschaft aber auch die Informatik und die Naturwissenschaften, um nur einige Beispiele zu nennen. An dieser Stelle muss jedoch angemerkt werden, dass sich im Zuge der universitären Institutionalisierung und Ausdifferenzierung der Frauen- und Geschlechterforschung diese ursprünglich enge Verknüpfung feministischer Wissenschaft und politischer Gesellschaftskritik, auf welche in diesem Kapitel bereits kurz eingegangen wurde, am Verändern ist (Bereswill & Ehlert, 2010, S. 144). Das Adjektiv „feministisch“ wird in Selbstbeschreibungen wissenschaftlicher Tätigkeit oder für Benennungen von Einrichtungen der Geschlechterforschung fächerübergreifend zunehmend seltener verwendet. Es hat sich gezeigt, dass ein Profil als „feministische Wissenschaftlerin“ nicht karriereförderlich ist. Gegenüber „feministischer Theorie“ hat sich „Gender Studies“ als marktgängiger Begriff durchgesetzt (Knapp, 2008, S. 34). „Feministische Theorie“ gilt als überholt, Frauenforschung als alt, Gender Studies dagegen werden als etwas Erfolgreiches und Etabliertes angesehen (ebd., S. 33). Scott beobachtete diese Tendenz bereits 1994 und wies darauf hin, dass in den Titeln einer ganzen Reihe von Büchern und Artikeln der Begriff Frauen durch Gender ersetzt wurde. Damit geht der Versuch einher, die feministische Geschichtsschreibung politisch akzeptabel zu präsentieren. Die Verwendung des Begriffs Gender dient, obwohl er in seiner primären Verwendung synonym für Frauen steht, ihrer Meinung nach nur dazu, die akademische Seriosität einer wissenschaftlichen Arbeit zu dokumentieren, da soziales Geschlecht einen neutraleren und objektiveren Klang als Frauen hat. Sie zeigt auf, dass sich das soziale Geschlecht (Gender) als Begriff in den Sozialwissenschaften zu etablieren scheint und sich von der angeblich scharfen Polemik des Feminismus abzugrenzen beginnt. Scott kritisiert, dass in dieser Verwendung des Gender Begriffs die notwendige Aussage über Ungleichheit und Macht nicht mehr genügend transportiert wird. Gender bedeutet zwar auch Frauen, nennt sie aber nicht explizit (Scott, 1994, S. 33). Der Gebrauch und die Etablierung des Begriffs Gender ist nach Scott (1994) eine Facette des Strebens der feministischen Wissenschaft der 80er Jahre nach akademischer Anerkennung (S. 33). Auch intersektionale Ansätze, auf welche anschliessend noch eingegangen wird, haben sich durch die Akademisierung immer stärker von ihrer ursprünglichen Einbettung in politische und aktivistische Kontexte wie feministische Basisinitiativen und Bürgerrechtsbewegungen gelöst (Meyer, 2017, S. 51). Bilge (2014) weist darauf hin, dass die feministische Wissenschaft und die Intersektionalität durch ihre

Integration in die Universitätslandschaft Gefahr laufen, ihr kritisches und politisches Potential zu verlieren, da mittlerweile auch an den Universitäten neoliberale und marktorientierte Prinzipien vorherrschend sind (zitiert nach Meyer, 2017, S. 52). Diese Entwicklung ist auch in der Sozialen Arbeit zu beobachten: mit der zunehmenden Professionalisierung gehen Entpolitisierungstendenzen einher. Nach Schleicher (2011), Leiter Fachbereich Soziale Arbeit der Berner Fachhochschule, ist die Entpolitisierung der Sozialen Arbeit Preis der Professionalisierung und soll berufspolitisch sogar angestrebt werden (S. 13).

In den 1990er Jahren kam es zu einer weiteren Diskursverlagerung in der Geschlechterforschung: Diese entwickelte sich mittels der intersektionalen Perspektive weiter (Ammann et al., 2017, S. 10). Die Intersektionalität reduziert Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse nicht mehr nur auf die eine Kategorie des Geschlechts (Degele & Winker, 2007, S. 1). Feministische Wissenschaft begann sich nicht mehr ausschliesslich über den Gegenstand Geschlecht zu definieren, sondern über das Erkenntnisinteresse an allgemeinen Ausgrenzungs- und Marginalisierungsprozessen. Die Reduktion feministischer Frauen- oder Geschlechterforschung auf „Frauen“ oder das „Verhältnis zwischen Frauen und Männern“ jenseits gesellschaftlicher Machtpositionen wurde als „Genderismus“ kritisiert (Kurz-Scherf, zitiert nach Thiessen, 2010, S. 38). Gender wird neu als interdependente Kategorie gesehen, die mit anderen Kategorien sozialer Ungleichheiten und Marginalisierungen wie Ethnizität, Sexualität, Klasse/Schicht, Religion, etc. zusammenhängt (Dietze, Hornscheidt, Palm & Walgenbach, 2007, S. 7). Geschlecht, Klasse und Rasse gelten in der Geschlechter-, Ungleichheits- und Migrationsforschung als zentrale Kategorien der Unterdrückung. Die Kategorie Sexualität wird vor allem über die Queer Studies berücksichtigt. Eindimensionale Modelle wie „das Patriarchat“ haben zur Erklärung von Ungleichheiten ausgedient (Degele & Winker, 2007, S. 1). Forscher\*innen interessieren sich zunehmend für die Wechselwirkungen zwischen solchen ungleichheitsgenerierenden Kategorien. Dafür hat sich in Anlehnung an den von Crenshaw (1989) erschienene Text *„Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics“* der Begriff der *Intersektionalität* (engl.: „intersection“: Strassenkreuzung) durchgesetzt (Degele & Winker, 2007, S. 1; Ammann et al., 2017, S. 10), welcher durch die Metapher der Kreuzung geprägt wurde und dieser Theorierichtung den Namen gab. Metaphorisch steht der Begriff der Intersektionalität für komplexe Diskriminierungserfahrungen von Menschen, die am Schnittpunkt von Geschlecht, Klasse, Rasse, Ethnizität und weiteren sozialen Machtstrukturen mehrfach benachteiligt werden (Meyer, 2017, S. 11-12). Die Intersektionalität thematisiert multiple Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse und lässt deren Wechselwirkungen und Verwobenheit erkennen (Degele & Winker, 2007, S. 1).

Obwohl die Intersektionalität kein homogenes Konzept darstellt (Riegel, 2012, S. 41) und eine Vielfalt an Ausdrucksformen und Anliegen innerhalb der Intersektionalitätstheorien existiert (Meyer, 2017, S. 61), ist es auf dem Weg, zu einem neuen Paradigma in den Gender und Queer Studies zu werden (Degele & Winker, 2010, S. 11). Meyer (2017) zeigt in ihrem Buch „*Theorien der Intersektionalität zur Einführung*“ die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte der Intersektionalität auf. Dabei wird ersichtlich, dass die Intersektionalität als ein „*travelling concept*“ (S. 49) gilt, als ein Konzept auf Reisen, welches im Verlauf der vielfältigen Rezeptionswege in unterschiedliche geografische, institutionelle und disziplinäre Kontexte übersetzt worden ist (Knapp, 2005; Crenshaw, 2011, zitiert nach Meyer, 2017, S. 49). Durch diese vielfältige Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte ist es unmöglich, für das Konzept der Intersektionalität einen gemeinsamen Nenner abzuleiten, der intersektionale Ansätze im Kern definieren und für alle Ansätze gleichermaßen gelten würde, die sich mit Intersektionalität beschäftigen (Meyer, 2017, S. 61). Dennoch kann gesagt werden, dass den Intersektionalitätstheorien gemeinsam ist, dass sie sich mit sozialen Ungleichheiten und Diskriminierungsmechanismen auseinandersetzen, auf Verwobenheit und das Zusammenwirken verschiedener Kategorien<sup>6</sup> sozialer Ungleichheit hinweisen und damit eindimensionale Perspektiven auf gesellschaftliche Macht kritisieren und zu überwinden versuchen. Die Intersektionalitätsforschung untersucht, wie unterschiedliche Herrschaftsstrukturen nach Geschlecht, Klasse, Rasse, Sexualität und weiteren Kategorien in einer Gesellschaft zusammenwirken (ebd., S. 10). Der analytische Blick auf interdependentes Zusammenwirken verschiedener sozial konstruierter, für die Strukturierung der sozialen Welt relevanter Differenzierungen und damit einhergehende Dominanz- und Ungleichheitsverhältnissen in ihrem jeweiligen historischen, sozialen und gesellschaftlichen Kontext ist spezifisch für eine Intersektionalitätsperspektive (Riegel, 2012, S. 41). Es geht darum, diese Herrschaftsstrukturen transparent zu machen und aufzuzeigen, wie sie das Leben von Individuen und Gruppen unterschiedlich prägen, wie sie verschiedenartig sichtbar sind und wie auch emanzipatorische Theorien und Praktiken daran mitwirken, intersektionale Erfahrungen und Machtformationen unsichtbar zu halten (Meyer, 2017, S. 10). Intersektionale Analysen verfolgen die Absicht einer theoretischen und vor allem auch empirischen Untersuchung der Bedeutung von verschiedenen Differenzkategorien bei Phänomenen und Prozessen unterschiedlichster Art (Degele & Winker, 2010, S. 11). Intersektionalität hat also einen theoretischen wie methodologischen Anspruch. Es ist in der Literatur nicht abschliessend geklärt, inwieweit die Intersektionalität als Theorie und/oder Methodologie zu verstehen ist. Als Beispiel einer intersektionalen Analyse ist hier die Forschungsarbeit von Susanne Spindler (2006) mit dem Titel „*Corpus delicti. Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag jugendlicher Migranten*“ zu nennen. Hier wird ersichtlich, dass sich die

---

<sup>6</sup> Definition Kategorie: „Kategorien bezeichnen in diesem Zusammenhang die Zusammenfassung einer Gruppe von Personen mit gemeinsamen sozial relevanten Merkmalen, welche mit Diskriminierungen einhergehen können“ (Bronner & Paulus, 2017, S. 15)

Intersektionalität längst nicht mehr nur wie die herkömmliche Frauenforschung mit der Kategorie „Frau“ auseinandersetzt. Im Herausgeberwerk *„Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichten Konzeptes“* von Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar und Linda Supik (2013) ist ein ganzer Abschnitt dieser Thematik mit dem Titel *„Neue Forschungsfelder der Intersektionalität: Männlichkeit und Heteronormativität“* gewidmet. Dabei bleibt der queer-feministische Anspruch auf gesellschaftliche Erneuerung das Ziel. Dies bedeutet, all jene Verhältnisse zu verändern, die Menschen (und nicht nur Frauen) unterdrücken und sie an der Entfaltung ihrer Bedürfnisse und Realisierung ihrer Lebensziele hindern (Degele & Winker, 2010, S. 8). Das Ziel, verschiedene Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu erkennen, knüpft an die Forderung der Frauenforschung aus den 70er Jahren an. Neu ist jedoch, dass nicht nur die Kategorie Geschlecht, sondern diverse ungleichheitsgenerierende Kategorien, deren Zusammenwirken und Interdependenzen in die Analyse einbezogen werden (Crenshaw, 1989; Walgenbach, 2007; Degele & Winker, 2010, zitiert nach Ammann et al., 2017, S. 10). Die Intersektionalitätsdebatte wurde von der Bewegung „Woman of Color“ und homosexuellen Frauen begründet. Sie sahen sich im Feminismus von westlichen, weissen Mittelschichtsfrauen nicht repräsentiert. Angesichts der rassistischen Ausgrenzung griffen den Frauen die erfahrene Diskriminierung aufgrund des Geschlechtes zu kurz. Die Frauenrechtlerin und ehemalige Sklavin Sojourner Truth (\*1798–1883) erkannte bereits 1851 mit der Frage „Ain't I a Woman?“ ein zentrales Problem der Frauenbewegung, das in den 1970er Jahren von Woman of Color-Feministinnen in den USA erneut aufgegriffen wurde: Das eindimensionale Verständnis der „global sisterhood“ wurde kritisiert und somit thematisiert, dass Frauen nicht nur wegen ihres Geschlechts, sondern auch wegen ihrer Rasse oder Hautfarbe diskriminiert werden (Küppers, 2014, zitiert nach Ammann et al., 2017, S. 10). Werden diese historischen Entstehungszusammenhänge betrachtet, wird ersichtlich, dass die Intersektionalitätsperspektive aus einer kritischen Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Herrschaftsverhältnissen entstanden und damit eng mit sozialen Emanzipations- und Widerstandsbewegungen der 1970er und 1980er Jahre verbunden ist (Riegel, 2012, S. 42).

In der Zwischenzeit sind die Intersektionalitätsansätze auch in der Sozialen Arbeit angekommen, spielen aber in Anbetracht der Tatsache, dass soziale Ungleichheiten und Differenzen zentrale Ausgangspunkte für die Soziale Arbeit darstellen, immer noch eine recht geringe Rolle (Riegel, 2012, S. 47). Soziale Arbeit kann als Ausdruck gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse und Prozesse verstanden werden (Martin Albert Graf, 2017, S. 65). In der Folge agiert sie nicht nur in Verhältnissen, die durch soziale Differenzen und Ungleichheiten geprägt sind, sondern ist immer auch selber in Herrschaftsverhältnisse involviert und somit Teil von Machtstrukturen. Der Ansatz der Intersektionalität kann hinsichtlich dieser Komplexität sozialer Ungleichheitsverhältnisse und der Herausforderung, dass Soziale Arbeit selber in Herrschaftsverhältnisse involviert ist, ein hilfreiches

Analyseinstrumentarium darstellen, um den Anspruch, diese Herrschaftsverhältnisse zu überwinden, zu mehr sozialer Gerechtigkeit beizutragen, Teilhabe- und Partizipations- und Emanzipationsmöglichkeiten von Adressat\*innen zu erweitern und einen Beitrag zur Bewältigung sozialer Problemlagen zu leisten, umsetzen und dabei kritisch reflektieren zu können (Riegel, 2012, S. 40). Einen wichtigen Beitrag zur vermehrten Verankerung der Intersektionalität in der Sozialen Arbeit haben Kerstin Bronner und Stefan Paulus (2017) mit ihrem Buch *„Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis. Eine Einführung für das Studium der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft“* geleistet. In diesem Zusammenhang sind auch der Text von Christine Riegel (2012) *„Intersektionalität in der Sozialen Arbeit“*, welcher im Herausgeberwerk von Birgit Bütow und Chantal Munsch *„Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung“* erschienen ist, sowie der im *„Wörterbuch Soziale Arbeit“* erschienene Beitrag zur *„Intersektionalität“* von Mechthild Bereswill (2011) zu erwähnen.

Im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs gehört bei der Untersuchung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen die Berücksichtigung mehrerer Kategorien unterdessen zum common sense. Unklar ist jedoch, wie viele und welche Kategorien sinnvollerweise berücksichtigt werden sollen. Die Frage, wann welche Kategorien in welcher Form für eine Analyse bedeutsam werden, stellt eine Herausforderung dar (Degele & Winker, 2007, S. 2). Degele und Winker (2007) schlagen vor, in Forschungsvorhaben nicht nur unterschiedliche Kategorien, sondern auch verschiedene Untersuchungsebenen zu berücksichtigen. Sie verstehen Intersektionalität als Mehrebenenanalyse: die gesellschaftlichen Strukturen inkl. Institutionen (Makroebene), die interaktiv hergestellten Prozesse der Identitätsbildung (Mikroebene) sowie die kulturellen Symbole (Repräsentationsebene). Degele und Winker (2007) zeigen auf, dass diese drei Ebenen keineswegs neu sind, sondern vielmehr theoretische Erkenntnisse aus der Frauen- über die Geschlechterforschung bis hin zu den Queer Studies der letzten 40 Jahren widerspiegeln. Neu ist jedoch, dass Degele und Winker (2007) diese Ebenen verbinden, also nicht nur jeweils eine Ebene berücksichtigen (S. 2).

Da das intersektionale Mehrebenenanalysemodell von Degele und Winker (2010) in dieser Masterthesis als grundlegendes Theorie- und Analysemodell dient, wird im nächsten Kapitel vertiefter darauf eingegangen. Während der Auswertung des empirischen Materials hat sich jedoch herausgestellt, dass die intersektionale Mehrebenenanalyse nach Degele und Winker (2010), welche das Ziel verfolgt soziale Ungleichheiten und Diskriminierungen zu untersuchen, nicht ausreichend ist, um die Forschungsfrage der vorliegenden Masterthesis beantworten zu können. Diese legt den Fokus auf die Untersuchung von *emanzipatorischen Prozessen* und geht damit über eine bloße Deskription von ungleichheitsgenerierten Kategorien und die Analyse von deren Wechselwirkungen hinaus. In der Literatur wird zwar immer wieder erwähnt, dass der Intersektionalitätsforschung ein

emanzipatorisches Potential inhärent ist (Meyer, 2017, S. 11-12). Auch Winker und Degele (2010) betonen, dass sie mit ihrem intersektionalen Mehrebenenanalysemodell eine emanzipatorische Absicht verfolgen. Die Wichtigkeit oder die Absicht von emanzipatorischen Prozessen wird in der Literatur zur Intersektionalität vielfach erwähnt. Eine Klärung oder Auseinandersetzung darüber, was unter Emanzipation zu verstehen ist und wie emanzipatorische Prozesse theoretisch zu fassen sind, ist jedoch kaum vorzufinden – auch bei Degele und Winker (2010) nicht. In der Literatur der Frauen- und Geschlechterforschung ist der Begriff der Emanzipation zwar regelmässig anzutreffen. Aber auch hier findet man kaum inhaltliche Vertiefungen oder theoretische Begründungen von emanzipatorischen Prozessen. Diese Beobachtung erstaunt, da zu erwarten wäre, dass im umfangreichen wissenschaftlichen Diskurs der Frauen- und Geschlechterforschung eine vertiefte theoretische Auseinandersetzung mit Emanzipation vorzufinden wäre. Es scheint, als würde die theoretische wie begriffliche Deutung von Emanzipation als selbstverständlich vorausgesetzt, was als theoretische Lücke im Diskurs betrachtet werden kann.<sup>7</sup>

Das intersektionale Mehrebenenanalysemodell von Degele und Winker (2010) wird im nächsten Kapitel theoretisch vertieft (Kapitel 3.1). Da es in der Folge nicht ausreichend ist, um die Forschungsfrage nach den Spannungsverhältnissen von emanzipatorischen Prozessen beantworten zu können, wird daraufhin vertieft auf den Begriff der Emanzipation eingegangen (Kapitel 3.2). Die im Mehrebenenanalysemodell fehlende theoretische Begründung von emanzipatorischen Prozessen wird in Anlehnung an das Buch „*Die ‚Heilige Ordnung‘ der Männer. Hierarchie, Gruppendynamik und die neue Rolle der Frauen*“ von Schwarz (2007) aufgearbeitet (Kapitel 3.3). Für eine umfangreiche Analyse emanzipatorischer Prozesse musste damit auf Literatur ausgewichen werden, die nicht aus der klassischen Frauen- und Geschlechterforschung stammt.<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> Sogar im „*Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht*“ (Miethe & Gahleitner, 2011), welches zahlreiche wichtige Begriffe ausführt, fehlt der Begriff der Emanzipation gänzlich.

<sup>8</sup> Gerhard Schwarz ist Universitätsdozent für Philosophie (Universität Wien) und Gruppendynamik (Universität Klagenfurt)

### 3. THEORETISCHE KONZEPTE UND MODELLE

In diesem Kapitel wird in einem ersten Schritt auf die theoretische Grundlage des intersektionalen Mehrebenenanalysemodells nach Degele und Winker (2010) eingegangen. Damit wird die Grundlage für die Beantwortung des zweiten Teils der Forschungsfrage gelegt, nämlich wie die emanzipatorischen Prozesse *vor dem Hintergrund von intersektionalen Differenzkategorien kritisch zu diskutieren und zu bewerten* sind. In einem zweiten Schritt wird auf das theoretische Verständnis von Emanzipation nach Schwarz (2007) eingegangen, um den ersten Teil der Forschungsfrage, die Frage nach den Spannungsverhältnissen von emanzipatorischen Prozessen, beantworten zu können. In einem dritten Schritt wird das Verständnis von Emanzipation wieder mit der Intersektionalität in Verbindung gebracht.

#### 3.1 Intersektionalität als Mehrebenenanalyse

Wie im vorangegangenen Kapitel entlang des wissenschaftlichen Diskurses aufgezeigt wurde, stammt das Konzept der Intersektionalität aus der Frauen- und Geschlechterforschung. Auch Degele und Winker (2010) haben ihr intersektionales Mehrebenenanalysemodell in Anlehnung an die unterschiedlichen theoretischen Diskurslinien der Frauen- und Geschlechterforschung gebildet. Wie bereits erwähnt, berücksichtigen sie in ihrem Modell drei Ebenen: die gesellschaftlichen Strukturen inkl. Institutionen (Makroebene), die interaktiv hergestellten Prozesse der Identitätsbildung (Mikroebene) sowie die kulturellen Symbole (Repräsentationsebene). Die Strukturebene baut auf der strukturorientierten Feminismusdebatte der 1970er und 1980er Jahre auf, welche das Verhältnis von Kapitalismus und Patriarchat diskutiert (vgl. Degele & Winker, 2010, S. 30-37). Die Identitätsebene schliesst an die identitätsbezogene und ethnomethodologisch orientierte Debatte um *doing gender* oder *doing difference* der 1980er Jahre an (vgl. Degele & Winker, 2010, S. 59-62). Die Ebene der Repräsentation orientiert sich an der Debatte um das performative Hervorbringen und Verfestigen von Normen und Werten, welche sich an das Werk von Judith Butler aus den 1990er Jahren anschliesst (vgl. Degele & Winker, 2010, S. 54-59). Im Folgenden wird auf die drei Ebenen – Struktur-, Repräsentations- und Identitätsebene – genauer eingegangen.

Auf der *Strukturebene* legen sich Degele und Winker (2010) im Gegensatz zur Identitätsebene auf vier Kategorien fest: Klasse, Geschlecht, Rasse, Körper. Die Frage, welche und wie viele Kategorien bei einer intersektionalen Analyse berücksichtigt werden sollen, wird in der Literatur kontrovers diskutiert. Degele und Winker (2010) begründen ihre Beschränkung auf die vier deduktiv gesetzten Kategorien mit der Notwendigkeit einer forschungspraktisch handhabbaren Anzahl an Strukturkategorien (S. 28). Darüber hinaus sehen Degele und Winker (2007) diese vier Kategorien immer noch als zeitgemäss (S. 6). In ihrem Buch „*Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheit*“

zeigen Degele und Winker (2010) auf, dass sich anhand dieser vier Kategorien die soziale Lage von Gesellschaftsmitgliedern ausgehend von ihrer Stellung zum Arbeitsmarkt und ihrer Verantwortung für die Reproduktion der Arbeitskraft bestimmen lässt (S. 41). Sie argumentieren, dass sich in kapitalistisch organisierten Gesellschaften die grundlegenden strukturellen Herrschaftsverhältnisse anhand dieser vier Strukturkategorien Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper bestimmen lassen. Ferner lassen sich anhand dieser Kategorien die damit verbundenen Ausbeutungs- und Diskriminierungsstrukturen des Klassismus, Sexismus/Heteronormativität, Rassismus und Bodyismus aufzeigen und rekonstruieren (Degele & Winker, 2007, S. 6).

In den Sozialwissenschaften (z.B. soziologische Ungleichheitsforschung) bilden „the big three“ race, class, gender die Grundlage der theoretischen und empirischen Herausarbeitung struktureller Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse (Degele & Winker, 2010, S. 28). Degele und Winker (2007) erweitern diese gängige Dreierkette in Anlehnung an die Frauenforscherin Donna Haraway (1991) um die Kategorie Körper (S.6/ Degele & Winker, 2010, S. 39). Diese vierte Kategorie ist ihrer Meinung nach notwendig, da in einem kapitalistischen System der Körper zunehmend von Bedeutung wird. Gefragt sind körperlich gesunde und leistungsfähige Arbeitskräfte. Alter wie körperliche Verfassung, Gesundheit und Attraktivität sind in den letzten Jahrzehnten in Arbeitszusammenhängen immer bedeutsamer geworden (Degele & Winker, 2010, S. 40). Beispielsweise wirkt sich Krankheit, körperliche Beeinträchtigung oder ein gewisses Alter negativ auf die beruflichen Erfolgchancen aus (Maschke, 2007, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 49). Im Folgenden werden die vier Strukturkategorien Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper sowie die damit einhergehenden Ausbeutungs- und Diskriminierungsstrukturen des Klassismus, Sexismus/Heteronormativität, Rassismus und Bodyismus erläutert:

Mittels der Strukturkategorie Klasse wird die Stellung im Erwerbsarbeitsprozess, konkret der Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt und damit die Verteilung gesamtgesellschaftlicher Ressourcen strukturiert. Klasse bezeichnet also eine Gruppe von Menschen, denen ihre Stellung im Produktionsprozess, d.h. die Möglichkeiten der Vermarktung ihrer Arbeitskraft, gemeinsam ist (Degele & Winker, 2010, S. 43). Die Zuordnung von Personen erfolgt entsprechend ihrer *ökonomischen Ressource* wie Vermögen, Einkommen und Besitz, ihrer *kulturellen Ressourcen* wie Bildung und Beruf sowie ihrer *sozialen Ressourcen* wie Netzwerke und soziale Beziehungen (Degele & Winker, 2010, S. 42). Abhängig von der sozialen Herkunft, der Bildung und dem Beruf, ist es den Menschen unterschiedlich gut möglich, einen Zugang zum Arbeitsmarkt zu erhalten. Hier wird ersichtlich, dass Degele und Winker (2010) in Anlehnung an Bourdieu (1983) über einen rein ökonomischen Kapitalbegriff hinausgehen (S. 42). Aus diesem soeben beschriebenen Klassenverständnis leiten Degele und Winker (2010) die Klassismen ab. Unter Klassismus werden Herrschaftsverhältnisse verstanden, welche zwischen Klassen, Schichten

oder Milieus auf der Grundlage von sozialer Herkunft, Bildung und Beruf deutliche Einkommens- und Vermögensunterschiede aufrechterhalten verstanden (Weinbach, 2006, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 44). In der heutigen Zeit mutieren immer mehr Arbeitnehmende zu Arbeitskraftunternehmer\*innen (Pongratz, zitiert nach Degele & Winker, 2007, S. 7), bei denen sich die grundlegenden kapitalistischen Widersprüche ins Individuum verlagern und es zu verschiedenen Formen der Selbstausbeutung kommt. Hier wird die enge Verbindung mit der Leistungsideologie sichtbar: Die Legitimation von Klassismen beruht auf der Idee der persönlich zurechenbaren Leistung: Wenn man nur will und sich genügend anstrengt, findet man eine Anstellung.

Der Kategorie Geschlecht liegt eine theoretische Komplexität zugrunde (Bereswill & Ehlert, 2010, S. 143), welche in der feministischen Literatur kontrovers diskutiert wird. Bei Degele und Winker (2010) umfasst die Kategorie Geschlecht die binäre Geschlechtszuordnung (Mann-Frau-Unterscheidung) sowie die sexuelle Orientierung, da sie in Anlehnung an Judith Butler (1991) der Ansicht sind, dass sich Geschlecht und sexuelle Orientierung (Sexualität) nicht trennen lassen (S. 45). Judith Butler (1991) erklärt die enge Verwobenheit von Geschlecht und Sexualität mit der sogenannten Zwangsordnung von Geschlecht (*sex*), Geschlechtsidentität (*gender*) und Begehren (*desire*) (S. 22), welche eine unhinterfragbare Naturalisierung von Heterosexualität im Geschlechterverhältnis impliziert. In diesem Zusammenhang spricht Butler (1991) von der „zwangsheterosexuellen Matrix“ oder von der „Matrix der Intelligibilität“ für das Geschlecht (S. 39). Nach Butler (1991) sind intelligible Geschlechter solche, „...die in einem bestimmten Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten.“ (S. 38). Dies bedeutet, dass beispielsweise eine Frau (*sex*), sich wie eine Frau zu inszenieren hat (*gender*) und das andere Geschlecht begehren muss (*desire*). Butler (1991) zeigt auf, dass Menschen, die von dieser Matrix abweichen, mit Diskriminierungs- und Ausschlussmechanismen konfrontiert werden. Dies können beispielsweise Frauen (*sex*) sein, die im Aussehen oder Benehmen (*gender*) kein typisch weibliches Auftreten haben und zusätzlich vielleicht noch homosexuell (*desire*) sind. Aber auch Dragqueens oder Transsexuelle widersprechen der von der Gesellschaft konstruierten heterosexuellen Zwangsmatrix. Butler (2016) zeigt anhand der Geschichte eines jungen Mannes, welcher aufgrund seiner angeblich weiblichen Gangart umgebracht wurde, wie Geschlechternormen benutzt werden, um Zwang auszuüben. Für Butler (2016) drängt sich die Frage auf, warum jemand aufgrund seiner Art und Weise zu Laufen, getötet wird. Was an seiner Gangart hat die anderen Männer derart gestört, dass sie meinen, diesen Menschen auslöschen zu müssen, dass sie meinen diesem Gang für immer ein Ende machen zu müssen?

Mit der Kategorie des Geschlechts werden die Menschen in zwei Gruppen eingeteilt, was erheblichen Einfluss auf ihre Stellung in der Reproduktions- und Erwerbsarbeit hat. Dabei handelt es sich

keineswegs um eine biologisch gebundene Zuordnung, obwohl das Geschlecht gesellschaftlich immer wieder als naturalisierungsanfällige Kategorie gesehen und interpretiert wird (Degele & Winker, 2010, S. 44). Heteronormativismen bezeichnen entsprechend den Ausführungen vom Verständnis der Kategorie Geschlecht nach Degele und Winker (2010) „Herrschaftsverhältnisse, die auf hierarchischen Geschlechtsbeziehungen sowie der unhinterfragten Annahme natürlicher Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit basieren.“ (S. 46). Heteronormativismen dienen dazu, die Zweigeschlechtlichkeit sowie die unhinterfragte, angeblich natürliche heterosexuelle Paarbeziehung aufrechtzuerhalten (Jackson, 2006, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 46).

Die Kategorie **Rasse** betont die strukturelle Machtasymmetrie zwischen den durch die Klassifikation „Rasse“ gewordenen Menschengruppen (Weiss, zitiert nach Degele & Winker, 2007, S. 8). So werden beispielsweise Hierarchien konstruiert zwischen Migrant\*innen mit befristeter Aufenthaltsgenehmigung und Arbeitserlaubnis (z.B. IT-Fachkräfte) und illegalisierten bzw. „geduldeten“ Migrant\*innen ohne Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis, die jedoch ökonomisch sinnvoll eingesetzt werden (z.B. Haushaltsarbeiterinnen, Prostituierte) (Degele & Winker, 2007, S. 8). Die in der Migrationspolitik übliche Einteilung von Menschen in sogenannte „Drittstaatsangehörige“ (SEM, 2017) ist als eine solche rassistisch begründete Hierarchisierung von Menschengruppen zu verstehen. Personen, die als Arbeitskraft nicht gebraucht werden, wird mit restriktiver Einwanderungs- und Einbürgerungspolitik der Zugang zum Arbeitsmarkt verwehrt (Degele & Winker, 2007, S. 8). Rassistische Grenzziehungen machen sich nicht nur am Merkmal der Ethnie oder Herkunft fest, sondern auch an Merkmalen wie Hautfarbe, Religion oder Weltanschauungen. Gemein ist ihnen der Mechanismus, nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehörige Menschen als Andere zu konstruieren und abzuwerten. Es handelt sich bei diesem rassistischen Mechanismus um eine Zentrum-Peripherie-Beziehung und einer damit einhergehenden Marginalisierung bestimmter Gruppen und Regionen (Schwinn, 2007, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 47). Unter Rassismen sind dementsprechend Herrschaftsverhältnisse zu verstehen, die auf strukturellen Machtasymmetrien zwischen durch symbolische Klassifikationen zu Rassen gewordenen Menschengruppen beruhen (Weiss, 2001, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 48) und werden mit Rekurs auf die angebliche Naturhaftigkeit legitimiert (Degele und Winker, 2010, S. 49). Wie auch das Geschlecht sind Rassen keine biologischen Tatsachen, sondern sind durch äusserlich wahrnehmbare oder behauptete physiologische Unterschiede sozial konstruiert (ebd., S. 47). Es gibt keine wissenschaftliche Basis für die Einteilung von Menschen in Rassen, denn 99,9% der DNA aller Menschen stimmt identisch überein (Rätzkel, 2004, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 47). Rassen existieren somit nicht unabhängig von gesellschaftlich, historisch und kulturell bestimmten rassistischen Praxen (Bader, 1998, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 47). Es sind gerade die rassistischen Praxen, die Rassen erst hervorbringen. Auch Georg Simmel (2002) verweist auf die Konstruktion „des Anderen“, bzw. „des Fremden“. Nach

Simmel (2002) werden „Fremde“ nicht eigentlich als Individuen, sondern als Fremde eines bestimmten *Typus* empfunden (S. 53). Die Bildung von Kategorien, wie beispielsweise „der Fremde“, sieht er ebenfalls wie Degele und Winker (2010) als interaktiv hergestellt, d.h. im Kontext der Interaktion von Individuum und Umwelt und somit nicht unabhängig von der Gesellschaft und Kultur denkbar.

Wie bereits erwähnt, wird die Kategorie **Körper** von Degele und Winker (2010) auf der Strukturebene hinzugenommen, da sowohl Alter wie körperliche Verfasstheit in den letzten Jahren in Bezug auf Arbeit immer bedeutungsvoller geworden sind (Degele & Winker, 2007, S. 7). Jugendlichkeit, Schönheit, Fitness und Gesundheit gehören zur Bedingung sozialer, das heisst auf dem Arbeitsmarkt gewinnbringend einsetzbarer Wertschätzung (ebd., S. 8). Die Kategorie des Körpers beeinflusst somit auf struktureller Ebene die Stellung im Produktionsprozess, in erster Linie den Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt (Degele & Winker 2007, S. 8). Von Körpern wird erwartet, dass sie „*employable*“ sind (Schroer, 2005, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 49). Dies umfasst Gesundheit, Funktionsfähigkeit und Leistungsvermögen. Von den Arbeitnehmenden wird erwartet, dass sie beweglich, belastbar, flexibel sowie permanent lernwillig sind (Degele & Winker, 2010, S. 50). Auf diese Disziplinierung der Körper hat auch Foucault (1994) in seinem Werk „*Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*“ hingewiesen. Er zeigt auf, wie mittels der Disziplinarmacht auf die Kräfte der Individuen gezielt wird, um produktive, unterworfenen, fügsamen und gelehrigen Körper zu fabrizieren. Nach Foucault (1994) verfolgt diese Disziplinierung das Ziel, die Kräfte des Körpers zu steigern, um die ökonomische Nützlichkeit zu erhöhen (S. 177). Er spricht in diesem Zusammenhang von der „Mikrophysik der Macht“ (Foucault, 1994, S. 178), welche den Körper der Individuen bis ins kleinste Detail zu durchdringen begann. Auch Degele und Winker (2010) benennen diese auf den Körper abzielende Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Sie sprechen in diesem Zusammenhang von Bodyismen und definieren diese folgendermassen: „Unter Bodyismen verstehen wir entsprechend der Wichtigkeit der Strukturkategorie Körper Herrschaftsverhältnisse zwischen Menschengruppen aufgrund körperlicher Merkmale wie Alter, Attraktivität, Generativität und körperliche Verfasstheit.“ (S. 51)

**Zusammenfassend** kann festgehalten werden, dass allen vier Strukturkategorien – Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper – und den damit einhergehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen gemeinsam ist, dass ihnen in einem kapitalistischen System die Funktion einer möglichst kostengünstigen Verwertung der Ware Arbeitskraft zukommt. Mittels der vier Differenzierungslinien kann die gesellschaftliche Stellung der Subjekte zum Arbeitsmarkt bestimmt werden. Die vier Strukturkategorien steuern den Zugang zum Arbeitsmarkt, verteilen gesellschaftliche Ressourcen über den Lohn ungleich und teilen die Reproduktionsarbeit unterschiedlich auf. Gesellschaftliche Ein- und

Ausschlussmechanismen verlaufen entlang dieser vier Strukturkategorien und halten die ungleiche Verteilung von Ressourcen aufrecht (Degele & Winker, 2010, S. 51-52). Darüber hinaus sind diese vier Strukturkategorien und die mit ihnen verbundenen Herrschaftsverhältnisse nach Degele und Winker (2010) eng miteinander verwoben. In welcher Art und Weise sie miteinander verwoben sind, muss anhand des jeweiligen empirischen Materials überprüft und rekonstruiert werden. Diese Herrschaftsverhältnisse auf der Strukturebene werden mittels handlungsorientierenden Normen und Ideologien abgesichert, welche Degele und Winker (2010) in ihrem Modell auf der Repräsentationsebene berücksichtigen, auf welche im Folgenden eingegangen wird.

Bei der *Repräsentationsebene* geht es um Werte und Normen, die das System des Kapitalismus ideologisch stützen und die Produktion der Normen von Naturalisierungen und Hierarchisierungen absichern (Degele & Winker, 2007, S. 9). Damit die ungleiche Verteilung von Gütern und Macht bestehen kann, braucht es auf der symbolischen Ebene (Repräsentationsebene) ideologische Rechtfertigungen. Symbolische Repräsentationen stützen somit die bereits dargestellten Herrschaftsverhältnisse – Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen (Degele & Winker, 2010, S. 54). Bei einer intersektionalen Analyse ist es nach Degele und Winker (2010) unabdingbar, die vorherrschenden Normen, Werte und Stereotypen herauszuarbeiten. Sie verweisen dabei erneut auf Judith Butler (1991), welche die Wirkmächtigkeit von Diskursen, insbesondere die Kraft der sprachlichen Praxis, betont (zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 54). Individuen bringen nämlich die hegemonialen Normen täglich performativ hervor, was die Verwobenheit der Repräsentations- mit der Identitätsebene sichtbar werden lässt. Werte und Normen tragen zur Subjektivierung bei und stützen gleichzeitig Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Im Unterschied zur Strukturebene gehen Degele und Winker (2010) davon aus, dass es auf der Repräsentationsebene sinnvoll ist, eine Vielzahl von Kategorien einzubeziehen, bzw. induktiv aus dem empirischen Material zu bestimmen. Als Beispiele für hegemoniale Ideologien nennen sie die heutigen neoliberalen<sup>9</sup> Entwicklungen, welche die Eigenverantwortung des Individuums in den Fokus rücken, sowie die Meritokratie, welche die Herrschaft von Leistung als allgemein anerkanntes performativ wirksames Prinzip als Norm im Allgemeinwissen verankert (S. 54-55). Beispielsweise wird Gesundheit mittlerweile nicht mehr als biologisches Schicksal, sondern als ein durch individuelle Lebensführung erlangbares Gut betrachtet (Degele & Winker, 2010, S. 49). Die Gesundheit ist primär zur individuellen Aufgabe und zur persönlichen Leistung geworden (Kreisky, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 51). Darüber hinaus erscheint die Natürlichkeit von Geschlecht, genauer: der Zweigeschlechtlichkeit und die daran geknüpfte Heterosexualität als kaum hinterfragbare Norm (Degele, 2005, zitiert nach Degele &

---

<sup>9</sup> Neoliberalismus bedeutet „...ein weitläufiges politisch-ideologisches Projekt zur Reformulierung eines ungehemmt forschenden, ja aggressiven Kapitalismus.“ (Kreisky, 2006, S. 225) Das Maximierungspostulat ist in nahezu allen Lebensbereichen dominierend geworden (Degele & Winker, 2010, S. 40).

Winker, 2010, S. 57). Diese Annahme stellt nach Degele und Winker (2010) vermutlich den härtesten Stabilitätskern des Alltagswissens dar (S. 57).

**Zusammenfassend** kann festgehalten werden, dass es bei der Repräsentationsebene um Werte und Normen geht, die das System des Kapitalismus ideologisch stützen und die Produktion der Normen von Naturalisierungen und Hierarchisierungen absichern (Degele & Winker, 2007, S. 9). Sie wirken sowohl als Ideologie der Rechtfertigung und Aufrechterhaltung für Ungleichheiten, wie auch als Sicherheitsfiktion struktur- wie identitätsbildend (ebd., S. 10). Auf die Identitätskonstruktionen, welche eine weitere Ebene im Modell von Degele und Winker (2010) darstellen, wird im Folgenden eingegangen.

Wenn Menschen sich vorstellen, tun sie dies mit Hilfe von Differenzkategorien. Identität unterscheidet zwischen dem Selbst und dem Anderen und ist schlussendlich nur auf der Grundlage von Differenz konstruiert (Degele & Winker, 2010, S. 81). Identitätskategorien sind Kategorien, die ein Verhältnis zu sich selber bestimmen (Maihofer, 2002, zitiert nach Degele & Winker, S. 59) und können für Individuen in bestimmten Lebenssituationen unterschiedliche Rollen spielen. So kann beispielsweise das Alter oder die Religionszugehörigkeit in gewissen Lebensphasen oder -situationen eine entscheidende und in anderen eine untergeordnete Rolle spielen. Aus diesem Grund schlagen Degele und Winker (2010) vor, auf der *Identitätsebene* die Kategorien zur Identitätsbildung (z.B. jung-alt; homo-hetero; arm-reich; gesund-krank; deutsch-türkisch) induktiv aus der Untersuchung sozialer Praxen abzuleiten und die Anzahl dieser Kategorien somit offen zu halten. Sie begründen dies weiter mit den fortschreitenden Individualisierungsprozessen, welche bewirken, dass es keinen Sinn macht, die Kategorien auf die klassische Triade von Geschlecht, Klasse und Rasse zu beschränken (Degele & Winker, 2007, S. 6). Das Offenhalten der zur Verfügung stehenden Kategorien auf dieser Untersuchungsebene sehen sie durch ein induktives Vorgehen im Sinne gegenstandsbezogener Theoriebildung (Grounded Theory) ermöglicht (Degele & Winker, 2007, S. 5-6). Im Sinne der Grounded Theory bedeutet dies, dass auf der Identitätsebene immer auch noch zusätzliche Differenzkategorien auftauchen können, die für die Auswertung des empirischen Materials von Bedeutung sein können (ebd., S. 11). Degele und Winker (2010) gehen davon aus, dass in der Spätmoderne und noch zugespitzter unter den derzeitigen neoliberalen Entwicklungen fixe Zuordnungen an Stabilität verlieren und bei Individuen Unsicherheiten generieren, welche sie durch Abgrenzung von Anderen mittels Differenzierungslinien abzuschwächen versuchen (ebd., S. 59). Durch diese Verunsicherungen wächst der Druck und es kommt zu ausgeprägter Eigenverantwortung für die umfassende körperliche Leistungsfähigkeit (Sobiech, 2004, zitiert nach Degele & Winker, 2010, S. 61).

**Zusammenfassend** lässt sich festhalten, dass sich Identitäten erst durch Abgrenzung zu Anderen bilden können. Bei den Identitätskonstruktionen geht es entlang verschiedener Differenzkategorien um die

Verminderung von Unsicherheiten in der eigenen sozialen Positionierung durch Ab- und Ausgrenzung von Anderen.

Degele und Winker (2010) betonen immer wieder die Wichtigkeit der *Wechselwirkungen* zwischen den Ebenen, welche die Verwobenheit von ungleichheitsgenerierenden Kategorien verdeutlichen: Es lassen sich drei mögliche Wechselwirkungen zwischen der Identitäts-, Symbol- und Strukturebene beschreiben. Die Wechselwirkungen zwischen der Struktur- und Subjektebene beschreiben, welche Effekte strukturelle Herrschaftsverhältnisse auf die Subjektebene haben, wie Individuen den Herrschaftsstrukturen unterliegen und inwieweit sie diese akzeptieren und in ihre Subjektconstitutionen einbauen oder sich gegen sie zur Wehr setzen und Widerstände und Gegenbewegungen entstehen. Die Wechselwirkung zwischen Symbol- und der Identitätsebene verdeutlichen, welche Auswirkungen Normen auf die Selbstbilder von Individuen haben und inwieweit diese die symbolischen Herrschaftssicherungen akzeptieren und somit zu deren Reproduktion beitragen. Hierbei geht es um die Darstellung der Auswirkung hegemonialer Normen und Ideologien auf die Selbstbilder der Individuen und darum zu sehen, ob sie Gegendiskurse produzieren. Die Wechselwirkungen zwischen der Struktur- und Symbolebene zeigen auf, wie strukturelle Gegebenheiten Auswirkungen auf Normen und Ideologien haben und wie sich dementsprechend symbolische Herrschaftssicherungen darstellen. Hier wird dargelegt, welchen Einfluss politökonomische Regime auf Normen und Ideologien haben und sich symbolische Repräsentationen dementsprechend darstellen können (Bronner & Paulus, 2017, S. 96-97). Degele und Winker (2010) geben sehr detaillierte Anweisungen, wie diese soeben beschriebenen Wechselwirkungen im empirischen Material genau zu analysieren sind (vgl. 134-140). Da eine genaue Analyse der Wechselwirkungen zwischen den *Ebenen* an der Beantwortung der Forschungsfrage der vorliegenden Masterthesis vorbei geht, wird im Folgenden nicht genauer darauf eingegangen. Selbstverständlich wird jedoch davon ausgegangen, dass die Kategorien miteinander in Verbindung stehen und verwoben sind.

**Zusammenfassend** kann das Grundverständnis der Intersektionalität von Degele und Winker (2010) folgendermassen festgehalten werden: Degele und Winker (2010) definieren ***Klasse***, ***Rasse***, ***Geschlecht*** und ***Körper***<sup>10</sup> als relevante Kategorien für die Analyse von sozialen Ungleichheiten, welche auf den drei Ebenen der *Struktur*, *Repräsentation* und *Identität* wirken. Dabei betonen sie die soziale Konstruiertheit der Kategorien und die Wechselwirkung zwischen den Ebenen.

---

<sup>10</sup> Diese Strukturkategorien sind hier fett, kursiv und unterstrichen dargestellt, da sie in Kapitel 5 (Forschungsergebnisse) zentral sein werden. Auch in Kapitel 5 werden diese vier von Degele und Winker (2010) definierten Strukturkategorien fett, kursiv und unterstrichen dargestellt.

Da sich die vorliegende Masterthesis mit den Spannungsverhältnissen emanzipatorischer Prozesse auseinandersetzt, wird im Folgenden vertiefter auf das Verständnis von Emanzipation sowie auf eine theoretische Begründung von Emanzipationsprozessen eingegangen.

### 3.2 Emanzipation, Mündigkeit und Feminismus

Der Begriff der *Emanzipation*, welcher in dieser Masterthesis als Leitbegriff fungiert, kommt ursprünglich aus dem römischen Recht und bezeichnete damals die Entlassung aus der Gewalt des Familienoberhauptes (Martin Albert Graf, 2003, S. 80). Unter Emanzipation wurde im römischen Recht ein formaler Akt, ein Rechtsschritt verstanden, in dem ein Sohn oder auch ein Sklave aus der (väterlichen) Gewalt des Haushaltsvorstandes (Pater) emanzipiert wurde und somit in einen besonderen oder neuen Status gehoben wurde. Sinngemäss bedeutet „emancipare“ etwas „aus der Hand“ geben. „Mancipare“, etwas „in die Hand nehmen“, ist die Umkehrung davon. Das Ziel der Emanzipation ist die Zusprechung und Anerkennung eines gesellschaftlich eigenständigen Status für eine Person. Die Person kann sich nun in einer bestehenden gesellschaftlichen Ordnung selbst vertreten und repräsentieren. Emanzipation bedeutet in diesem Zusammenhang folglich die Freigabe eines Menschen aus einem Status der Abhängigkeit in die Selbstständigkeit (Oehler et al., 2017, S. 12-13). Daraus wird ersichtlich, dass zunächst ein *passives* Verständnis von Emanzipation vorherrschte: man wurde freigegeben. Mit dem Aufstieg und den Befreiungsbewegungen des Bürgertums verlor der Begriff seinen ursprünglichen rein rechtlichen Wortsinn. Die Freilassung in dem Sinne, dass eine bestimmte Gruppe innerhalb einer Rechtsgemeinschaft die Grundrechte aller Mitglieder dieser Rechtsgemeinschaft erhält (Gleichberechtigung), bleibt jedoch weiterhin bestehen (Oelschlägel, 2017, S. 258).

Das Konzept der Emanzipation entwickelte sich zu einem zentralen Thema für die Kritische Theorie zentral. Hier bezieht sich Emanzipation im weitesten Sinne auf jegliche gesellschaftliche und oft auch internalisierte Abhängigkeitsverhältnisse (Martin Albert Graf, 2003, S. 80). Es geht im Gegensatz zum römischen Recht nicht um die passive Mündigwerdung, sondern um die Selbstermächtigung auch im nichtrechtlichen Kontext. Das Verständnis von Emanzipation hat sich von einem passiven zu einem *aktiven* gewandelt. Emanzipation wird nun als Eigenleistung verstanden: man befreit sich. Emanzipation knüpft hier an die Aufklärungsphilosophie der Freiheit (Oehler et al., 2017, S. 13) sowie an der marxistischen Gesellschaftstheorie und der Psychoanalyse an. Es geht um das Heraustreten aus gesellschaftlichen Abhängigkeitsverhältnissen. Emanzipation richtet sich nicht nur auf gesellschaftliche Abhängigkeitsverhältnisse (Marx), sondern auch auf psychische Strukturen (Freud) (Martin Albert Graf, 2003, S. 80-81). Hinzu kommt ein Emanzipationsverständnis, das sich auf die Entwicklung des Individuums bezieht (Mündigkeit). Somit können zwei Aspekte von Emanzipation unterschieden

werden: erstens die Befreiung unterdrückter, unterprivilegierter und unselbständiger Individuen (z.B. Minderheiten, Frauen usw.) und zweitens den pädagogisch unterstützten, schrittweisen Lernprozess des (jungen) Menschen in Richtung seiner **Mündigkeit** (Oelschlägel, 2017, S. 258). Mündigwerden bedeutet, dass man aufgrund von individuellen Beobachtungen und Lernprozessen seine Wahrnehmungen sensibilisieren und differenzieren kann und somit in der Lage ist, zu einem eigenen Urteil zu kommen (Martin Albert Graf, 2017, S. 54). Durch individuelle Bildungsprozesse wird man sich seiner eigenen Erfahrungen bewusst und lernt, diese in einen sozialen und gesellschaftlichen Kontext einzuordnen. Dies bedeutet, dass man sich der gesellschaftlichen und sozialen Abhängigkeit der eigenen Biografie bewusst wird. Mündigkeit, bzw. das Mündigwerden ist somit als individueller Lern- und Bildungsprozess zu verstehen, welcher ein allmähliches Bewusstsein über die soziale Bedingtheit des eigenen Seins hervorbringt (vgl. Martin Albert Graf, 1996, Kapitel 13; Martin Albert Graf, 2017, S. 54). Gesellschaftliches Handeln wird durch Emanzipation verändert, da es Abhängigkeitsverhältnisse auflöst. In den 1960er Jahren vermittelten verschiedene soziale Bewegungen (Bürger\*innenrechte, Pazifismus, Student\*innenbewegung, Frauenemanzipation, Antipartheid, Unabhängigkeitsbewegungen der Kolonien) emanzipatorische Bestrebungen und Hoffnungen (Martin Albert Graf, 2003, S. 80-81).

Der Begriff der Emanzipation ist für die Soziale Arbeit von grosser Relevanz: Das zu beseitigen und zu reduzieren, was den Menschen bevormundet, einschränkt, benachteiligt, diskriminiert, ausgrenzt, an einem gelingenden Leben hindert, ist seit ihren Anfängen ein Grundanliegen der Sozialen Arbeit (Oehler et al., 2017, S. 23-24). Auch Graf (2017) zeigt auf, dass sich die Soziale Arbeit die Frage stellen soll, wie neue Handlungsoptionen erzeugt werden können, die helfen, die Grundziele der Emanzipation der Klientel, der Zuwachs ihrer Autonomie und Integration, stärker verwirklichen zu können (S. 15). Oelschlägel (2017) zeigt mit folgendem Zitat, was Emanzipation in der Sozialen Arbeit heisst:

Emanzipation als Prozess und Perspektive in der Sozialen Arbeit heisst Erweiterung von Handlungsspielräumen, so dass die Menschen nicht im Zustand von Abhängigkeit von vorgegebenen Lebensbedingungen bleiben müssen, sondern bewusst durch Teilnahme an gesellschaftlichen Prozessen Einfluss auf die eigenen Lebensbedingungen zu nehmen versuchen. Dies muss bezogen werden auf die Behinderungen und Möglichkeiten der jeweiligen Lebenswelt und des jeweiligen gesellschaftlichen Standortes der Mensch und ist umzusetzen

- auf der Ebene der Lebenslage der jeweils Betroffenen (u.a. durch materielle Hilfen),
- auf der Ebene der psychischen Befreiung und der politischen Lernprozesse,

- auf der Ebene der Auseinandersetzung mit der Gesellschaft (Aufklärung, politische Aktion) über die Folgen und Auswirkungen der Entfremdung bei den Zielgruppen der Sozialen Arbeit/ Sozialpädagogik. (S. 260)

Emanzipation bedeutet somit auf der subjektiven Ebene Freiheit vor paternalistischen Eingriffen, die Freiheit, selbst etwas zu entscheiden und nach eigenen Maßstäben etwas zu gestalten. In Anlehnung an das Verständnis von Marx kommt zusätzlich die soziale, gesellschaftliche und kritische Dimension hinzu, durch welche der Emanzipationsanspruch auf alle Menschen ausgedehnt wird. Emanzipation wird so zu einem gesamtgesellschaftlichen Befreiungsprozess und zum Ziel für die gesamte Menschheit im Sinne eines Solidaritätsgedankens. In dieser Masterthesis wird der Begriff der Emanzipation in Kombination der subjektiven und gesellschaftlichen Ebene verstanden und verwendet. In diesem Emanzipationsverständnis wird die Idee der individuellen Freiheit mit der Idee der sozialen Gerechtigkeit zusammengebracht. Im Zentrum steht die Wechselwirkung von einem mündigen und autonomen Subjekt, dessen Emanzipation ein fortlaufender Prozess ist, und der Gesellschaft, die es unter der Perspektive von sozialer Gerechtigkeit und der Erweiterung von Handlungsspielräumen und Erweiterung von Bildungsprozessen zu gestalten gilt (Oehler et al., 2017, S. 19). Bei Emanzipationsprozessen geht es folglich, wie eingangs bereits erwähnt, um gesellschaftliche wie individuelle Befreiungsprozesse.

In Anschluss an das soeben erarbeitete Emanzipationsverständnis kann an dieser Stelle eine Verbindung zum **Feminismus** hergestellt werden. Wie bereits in Kapitel 2 anhand des wissenschaftlichen Diskurses aufgezeigt wurde, beschäftigt sich feministische Wissenschaft und somit auch der Feminismus nicht mehr nur mit der Kategorie des Geschlechts. Feminismus versteht sich als ein Diskurs- und Politikfeld, das sich mit unterschiedlichen Ungleichheitserfahrungen auseinandersetzt und somit verschiedene Macht- und Herrschaftsverhältnisse analysiert und kritisiert. Das Begehren des feministischen Diskurs- und Politikfeldes nach Gleichheit, Freiheit und Solidarität speist sich aus diversen Unrechtserfahrungen und wendet sich – den von Nancy Fraser vorgeschlagenen „fünf Prinzipien komplexer Gleichheit“ folgend – gegen Armut, Ausbeutung, Marginalisierung, Diskriminierung und Androzentrismus (Kurz-Scherf, zitiert nach Nickel, 2014, S. 27). Diese Perspektive ist offen für vielfältige Feminismen, ist folglich unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen verpflichtet und weist verschiedene theoretische wie praktisch-politische Bündnisse auf (Nickel, 2014, S. 27). Auf der Ebene der Theoriebildung steht die feministische Kritik in einem kritischen Dialog mit anderen sozialemanzipatorischen Denkströmungen, wie etwa der Kritischen Theorie und der marxistischen Theorie. Feministisches Denken erhebt den Anspruch an sich, in einen (selbst-)kritischen Lern- und Reflexionsprozess eingebunden zu sein, der einerseits die geschlechtsblinden Flecken emanzipatorischen Denkens einer feministischen Revision unterzieht und andererseits das

feministische Denken selbst dazu auffordert, sich nicht nur auf die geschlechtsspezifischen Aspekte des sozialen Wandels zu beschränken, sondern die Verwobenheit verschiedener Herrschaftslogiken, wie race, class, gender, etc. in den Blick zu nehmen. Kritische und feministische Theorien zielen darauf, komplexe und widersprüchliche gesellschaftliche Erfahrungszusammenhänge auszuleuchten (Jung, 2014, S. 61). Das Adjektiv „feministisch“ hebt den politischen Aspekt dieser wissenschaftlichen Strömung hervor und weist darauf hin, dass feministische Theoriebildung als eine Form kritischer Theorie zu verstehen ist. Der Begriff „feministisch“, der im 19. Jahrhundert geprägt wurde, um die Emanzipationsbestrebungen von Frauen zu beschreiben, verweist weiter auf einen historischen Moment, der auch für das Selbstverständnis feministischer Wissenschaftlerinnen in der Gegenwart bedeutsam ist (Becker-Schmidt & Knapp, 2011, S. 7).

In dieser Masterthesis wird feministische Theorie und Praxis als Gesellschaftskritik mit emanzipatorischer Absicht verstanden, welche sich nicht allein auf Emanzipationsbestrebungen von Frauen beschränkt. Feminismus wird hier als generelles kritisches Nachdenken über die Gesellschaft verstanden, welches von der Absicht geprägt ist, allgemeine Herrschaftsformen in der Gesellschaft aufzudecken, kritisch zu reflektieren und Möglichkeiten von Emanzipation für alle präsent zu halten, um Herrschaft zu überwinden, statt zu zementieren. Wie in Kapitel 2 (Forschungsstand und wissenschaftlicher Diskurs) aufgezeigt wurde, stützt sich der Ansatz der Intersektionalität auf ein solches Verständnis von Feminismus. Wie bereits erwähnt, fehlt dem intersektionalen Mehrebenenanalysemodell eine theoretische Begründung von emanzipatorischen Prozessen. Aus diesem Grund wird im Folgenden das Verständnis und die Dynamik von Emanzipationsprozessen in Anlehnung an Schwarz (2007) vertieft.

### 3.3 Emanzipatorische Prozesse und das Verhältnis von Individuum und Gruppe

Gerhard Schwarz (2007) zeigt auf, dass Emanzipationsprozesse nach einem grundlegenden Muster verlaufen: Sie gehen den Weg von der *Dependenz* über die *Konterdependenz* gegenüber einer Autorität hin zur *Interdependenz* der freien Selbstbestimmung, welche jedoch immer noch einen starken Sozialbezug aufweist (S. 107). Schwarz (2007) erläutert sein Emanzipationsverständnis anhand seiner Ausführungen zum Verhältnis zwischen Individuum und Gruppe. Individuen sind immer in sozialen Gruppen eingebunden, in welchen gewisse Werte, Normen und Standards gelten. Standardverletzungen bedrohen die Existenz der Gruppe. Deshalb wurde früher mit Tötung oder Unterwerfung der von der Norm abweichenden Person reagiert, um so den Standard innerhalb der Gruppe wieder herstellen zu können. Raum für individuelle und selbständige Entwicklungen hat es innerhalb solcher Gruppen kaum gegeben (Schwarz, 2007, S. 92). Es wird ersichtlich, dass Emanzipation und die Möglichkeit zur Selbstbestimmung nie losgelöst von einer sozialen Gruppe

gedacht werden kann. Es ist nicht möglich, Selbstbestimmung für sich alleine als Individuum vorzunehmen. Der Sozialbezug zu einer bestimmten Gruppe ist nach Schwarz (2007) immer vorausgesetzt (S. 116). Inwieweit sich ein Individuum emanzipieren kann, hängt stark davon ab, in welchem Ausmass die Gruppe ihm dies ermöglicht. Schwarz (2007) spricht in diesem Zusammenhang von reifen (S. 115), bzw. emanzipierten Gruppen. Die Frage, wieweit sich eine einzelne Person an der von der Gruppe gefällten Entscheidung beteiligen kann, ist entscheidend für die Art und Weise der Freiheit und Selbstbestimmung, zu der sich eine Gruppe emanzipiert hat oder eben nicht (Schwarz, 2007, S. 107). Eines der wichtigsten Momente der Emanzipation, ist die Möglichkeit „Nein“ zu sagen, welches eine Negation des Standards beinhaltet. Durch die Sprache, also durch das Neinsagen, kann die Negation als Negation in die Kommunikation integriert werden, ohne dass die von der Norm abweichende Person vertrieben, getötet oder unterworfen werden muss, um dadurch den Standard wieder herstellen zu können. Durch die Möglichkeit „Nein“ zu sagen, ergeben sich für die Gruppen neue Formen der Konfliktbewältigung, da die Alternativen Unterwerfung oder Vernichtung wegfallen. Mit der Option, Neinsagen zu können eröffnen sich Emanzipationspotentiale, was als enormen Fortschritt in der Entwicklung sozialer Gruppen zu deuten ist. Damit Emanzipation möglich wird, muss die Möglichkeit bestehen, die Meinung des Schwächeren in die Theorie oder in den Standard des Stärkeren zu integrieren. Früher musste eine Entwicklung, z.B. von einer Untergruppe, die von der Gesamtgruppe oder vom Standard nicht vorgehsehen wurde, im Kampf mit Aggression aller gegen die Entwicklung verhindert oder unterdrückt werden. Mit der Sprache ergibt sich aber die Möglichkeit einer bloss theoretischen Negation, man kann über etwas reden, ohne dass der Schwächere gleich unterworfen oder getötet werden muss. Neinsagen geht somit nicht mehr zwingend mit dem Verlust der Gruppe oder des Lebens einher und es wird möglich, ein Tabu zu verletzen und trotzdem zu überleben. Eine Form der Tabuverletzung war die Untergruppenbildung, z.B. zwischen den Geschlechtern. Durch die Kommunikation wird es möglich, trotz Negation in die Gruppe integriert zu werden. Dies ermöglichte eine leichtere Bewältigung der Lernphase der Jungen, dass sie ihren Lernprozess gefahrlos überstehen können (ebd., S. 92-93). Es wird ersichtlich, dass je nach Entwicklung der Gruppe emanzipatorische Bestrebungen sehr existentiell sein können und ohne den konkreten Sozialbezug nicht zu verstehen sind. Die Emanzipation des Einzelnen steht immer in Zusammenhang mit der Entwicklung der Gruppe. Als Beispiel kann hier Olympe de Gouges, welche oft als erste Frauenrechtlerin bezeichnet wird, aufgeführt werden. Sie setzte sich dafür ein, dass die Menschenrechte nicht nur für die weissen Männer gelten sollten. Darauf folgte ihre Hinrichtung im Oktober 1793 (Becker-Schmidt & Knapp, 2011, S. 20), welche verdeutlicht, dass eine Möglichkeit zur Kommunikation, und damit die Möglichkeit zum Neinsagen, von der herrschenden Gesamtgruppe nicht ermöglicht wurde. Olympe de Gouges verletzte mit ihrer Forderung Menschenrechte nicht nur als Männerrechte, sondern auch als Frauenrechte zu deuten, den Standard. Ihre Meinung konnte

nicht in die Theorie der herrschenden Gruppe integriert werden, stattdessen musste Olympe de Gouges ausgelöscht, d.h. hingerichtet werden.

Die Dimensionen und Spannungsverhältnisse, die ein Mensch während seiner Emanzipationsprozesse und der damit einhergehenden Identitätsfindung erlebt sind vielfältig, wie auch die Motivation zur Emanzipation selbst. Dennoch geht Schwarz (2007), wie bereits eingangs erwähnt, davon aus, dass diese Prozesse nach dem grundlegenden Muster von der Dependenz über die Konterdependenz zur Interdependenz hin verlaufen. Diese Emanzipationsbewegungen stellt Schwarz (2007) folgendermassen dar:

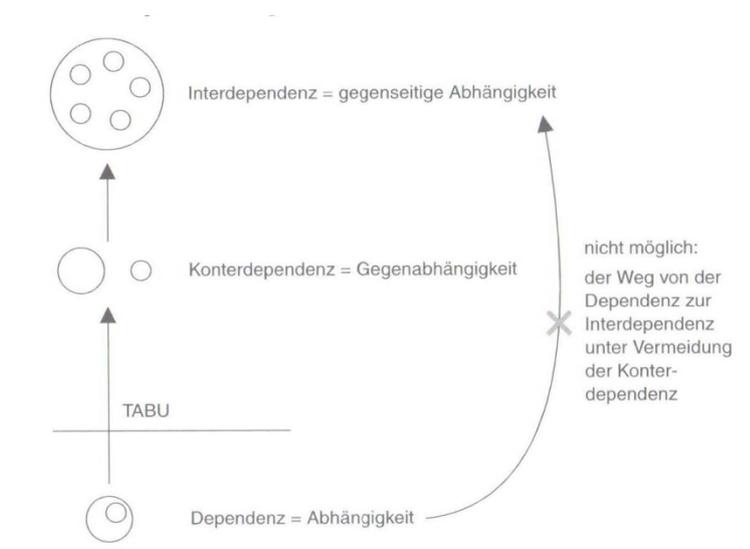


Abbildung 1: Dependenz – Konterdependenz – Interdependenz. (Schwarz, 2007, S. 98)

Die **Dependenz** ist nach Schwarz (2007) die „natürliche“ Existenzform des Menschen. Wir werden alle in ein soziales Gefüge hineingeboren, von welchem wir abhängig sind. Von Geburt an werden Entscheidungen heteronom, das heisst unselbständig, in der Abhängigkeit von anderen getroffen, falls denn überhaupt Entscheidungen getroffen werden (S. 106). Diese „natürliche“ Abhängigkeit gegenüber einer Autorität ist zunächst gegeben, wenn sich jemand um einen sorgt, weil man selber dazu noch nicht in der Lage ist. Das Kind trifft keine eigenen Entscheidungen oder stimmt mit den Entscheidungen seiner Eltern oder engen Bezugspersonen überein. Es besteht also nur ein Wille, nämlich der Wille der Autorität (Schwarz, 2007, S. 96). Auch Cooley zeigt auf, dass alle Menschen in soziale Primärgruppen hineingeboren werden, von welchen sie existentiell abhängig sind und welche die Voraussetzung für jegliche Entwicklung darstellen. Er sieht diese Primärgruppen als Ausgangspunkt für die Entwicklung der gesamten Gesellschaft (zitiert nach Schubert, 1995, S. 368-369). In der Dependenz ist man von einer Autorität abgänglich und eigenständige Entscheidungen sind nicht möglich. Die Vorschriften, d.h. die Standards der Autorität, regeln, was gut und böse, richtig oder falsch ist. Das Urteilen sowie das Treffen von Entscheidungen wird an die Autorität delegiert (Schwarz,

2007, S. 101). Schwarz (2007) versteht Autoritäten nicht allein als andere Menschen, wie Eltern, Erzieher\*innen oder Vorgesetzte. Auch Gesetze, bestimmte Tabus, Gewohnheiten oder Sozialstrukturen können als Autoritäten fungieren (S. 107). In der Dependenz sind zwar keine eigenständigen Entscheidungen möglich und somit fehlt die zur Identität gehörende Selbstbestimmung des Menschen. Von Freiheit kann hier nicht gesprochen werden (Schwarz, 2007, S. 104). Dennoch kann der Zustand der Dependenz als „paradiesisch“ (S. 107) gesehen werden. In der Dependenz ist man vollumfänglich umsorgt, die Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe ist nicht gefährdet und alle für das Überleben wichtigen Funktionen können anderen Instanzen überlassen werden. Es muss keine Eigenverantwortung für gefällte Entscheidungen getragen werden. Mit einem ersten emanzipatorischen Schritt, welcher als Beginn eines langen Entwicklungsprozesses zu sehen ist, geht der Verlust dieses „Paradieses“ und das Gefühl von Einsamkeit einher. Schwarz (2007) wählt den Begriff „paradiesisch“, weil er den Emanzipationsprozess anhand des Mythos des Sündenfalls illustriert. Zu Beginn ist der Mensch im Paradies und der Autorität Gott unterstellt, welcher den Standard festlegt, dass vom Baum der Erkenntnis keine Früchte gegessen werden dürfen. Der erste emanzipatorische Schritt besteht darin, dass der Mensch dieses Gebot missachtet und somit die Autorität, von der er abhängig ist, negiert. Damit geht der Verlust des Paradieses einher. Mit dem Verlust des Paradieses verliert der Mensch die vorher durch die Autorität gewährleistete Sicherheit, wird verflucht und sieht sich mit Einsamkeit konfrontiert. Um sich emanzipieren zu können, das heißt, die Dependenz Richtung Konterdependenz verlassen zu können, ist die Negation der Autorität und damit der Bruch des Standards jedoch unumgänglich (vgl. Kapitel 1.4.2). Die Dependenz kann also nur durch die Negation der Autorität, ihrer Gebote und Standards verlassen werden (Schwarz, 2007, S. 101), und kann als ersten emanzipatorischen Schritt Richtung Konterdependenz verstanden werden. Nach Schwarz (2007) begleitet den jedenfalls zum Teil emanzipierten Menschen immer mal wieder eine romantische Sehnsucht nach dem Paradies (S. 102).

Mit der **Konterdependenz** meint Schwarz (2007) die eingangs dieses Kapitels erwähnte Negation eines von der Autorität gesetzten Standards, was als Negation der Autorität zu deuten ist. Identitätsfindung beinhaltet notwendigerweise das Zerstören einer Autorität als Autorität, da dieser Prozess in einer konkreten Situation vor sich geht. Die Konterdependenz ist eine negative Abhängigkeit, dies weil der Inhalt der „eigenen“ Meinung nicht wirklich frei, sondern immer noch von der Autorität bestimmt ist: man ist gegen das, was die Autorität will. Inhaltlich ist man somit immer noch an die Autorität gebunden (Schwarz, 2007, S. 106/S. 108). Die Konterdependenz stellt die Voraussetzung für eine individuelle Selbstbestimmung dar. Ohne Konterdependenz, d.h. ohne Phase der Negation einer Autorität, von der man abhängig ist, können keine eigenen Entscheidungen getroffen werden. Dies gilt von der ersten Trotzphase des Kindes bis über die Pubertät (ebd., S. 113). Im Reifungsprozess sind Konflikte folglich unumgänglich. Will man diese umgehen oder auf ein Minimum reduzieren, lässt man

die Reifung lediglich in wenigen, minimalen Dimensionen zu (ebd. S. 98). Denn solange Kinder und Jugendliche brav sind und tun, was von ihnen verlangt wird, solange ist das Finden einer eigenen Identität nicht möglich. Die Identitätsfindung geht somit zwangsläufig mit der Negation des inhaltlichen Gebotes der Autorität und damit mit der Negation der Autorität einher, was als Krise in der Kommunikation zu verstehen ist (ebd. S. 97). Die Negation in der Konterdependenz ist die Voraussetzung dafür, dass der eigene Wille als eigener und nicht als fremder wahrgenommen werden kann (ebd. S. 98). Ohne diese Negation kann der oder die Konterdependente nicht herausfinden, inwieweit die Entscheidung seine oder ihre eigene ist oder doch wieder die Entscheidung einer Autorität darstellt. Die Ich-Findung bedeutet, dass sich das Ich gewiss sein kann, dass es selbst entscheidet und nicht andere. Die Entscheidung bekommt erst allmählich einen eigenständigen Inhalt und ist mit einem Such- und Reifungsprozess und somit mit Konflikten verbunden (ebd. S. 113). Diese Konflikte in der Konterdependenz werden umso schwerwiegender, je grösser und länger die Abhängigkeit des jungen Menschen von dem oder der Erwachsenen ist (ebd. S. 98). Die jugendliche Konterdependenz zeigt sich in der Regel zunächst in einer Abwertung der bekämpften Autorität. Die Jugendlichen sehen ihre Eltern beispielsweise als „konservativ“. Diese Ablehnung der Autorität, von der man abhängig war, geht meistens mit der Entstehung neuer Dependenz (z.B. Freunde) einher, die dem oder der Konterdependenten den Rücken während dem Kampf gegen die Autorität stärken (Schwarz, 2007, S. 99). Die zu bekämpfende Autorität übernimmt nach Schwarz (2007) eine wichtige Funktion: Damit Emanzipation überhaupt möglich wird, braucht es eine Autorität gegen die man eine Negation aussprechen kann (S. 99). Die Autorität kann jedoch nur mit Hilfe anderer Autoritäten relativiert werden, was bedeutet, dass die Negation von aussen kommen muss (Schwarz, 2007, S. 100). Die Jugendlichen beginnen plötzlich ihre Eltern mit den Eltern anderer zu vergleichen und somit zu relativieren. Man beginnt zu verstehen, dass das bis anhin „fraglos Gegebene“ (Luckmann & Schütz, 2003, S. 35) auch anders möglich wäre. Berger und Luckmann (2004) sprechen in diesem Zusammenhang von einer Krise, die mit der Erkenntnis einhergeht, dass die Welt der Eltern nicht die einzige Welt ist, sondern sie vielmehr lediglich einen bestimmten Ort hat (zitiert nach Sigl, 2018, S. 306). Die Konterdependenz lernt, Autoritäten mit Hilfe anderer Autoritäten zu relativieren und hängt mit der Bildung einer Intimsphäre zusammen. Die Negation der Autorität und dadurch das Verlassen der Dependenz ist zugleich eine Abschirmung einer eignen Sphäre, d.h. ein Versuch, eine Eigenidentität zu bilden. Die Kontrolle der Intimsphäre, was als Kommunikation in Subgruppen, z.B. in Paaren, verstanden werden kann, gehört zur Selbstbestimmung. Auch die von aussen kommende Relativierung einer Autorität und somit das Verlassen der Dependenz in die Konterdependenz zeigt Schwarz (2007) am Mythos des Sündenfalls auf: Die Autorität Gottes wurde für Eva von aussen, durch die Schlange, relativiert. Indem sie von der Frucht isst, negiert sie die Gebote und Standards der Autorität Gott und verlässt dadurch die Dependenz. Mit dem Verlassen der Dependenz ist zunächst

noch keine freie und glückliche Form der Selbstbestimmung vorhanden (Adam und Eva werden verflucht): es ist erst der Anfang oder ein erster Versuch, die Abhängigkeiten zu verlassen und durch andere zu ersetzen, was mit einem Suchprozess und Momenten der Einsamkeit verbunden ist. Es ist der Beginn eines langen Entwicklungsprozesses (S. 102). Die Konterdependenz geht nach Schwarz (2007) nur über die „Krise der Einsamkeit“ (S. 116).

Überwunden wird die Konterdependenz erst, sobald die Entscheidungen, die man trifft einen eigenen Inhalt bekommen, d.h. inhaltlich nicht mehr von der Autorität bestimmt werden. Hier spricht Schwarz (2007) von der Freiheit, die man in der **Interdependenz** erreichen kann. Frei ist man also weder in der Abhängigkeit noch in der Konterdependenz (Schwarz, 2007, S. 105). In der Abhängigkeit treffen andere Instanzen die jeweilige Entscheidung. In der Konterdependenz ist man gegen etwas. Aber dabei kann man nur bedingt von Freiheit und Selbstbestimmung sprechen, da der Inhalt von der Autorität festgesetzt wird – man entscheidet bloss, dass man dagegen ist (ebd., S. 104). Frei ist man erst, wenn man fähig ist, Entscheidungen selbst zu treffen und diese mit eigenem Inhalt zu füllen. Doch was heisst Freisein und eigene Entscheidungen treffen? Eine Entscheidung wäre nur dann wirklich unabhängig, wenn sie völlig losgelöst von jeglicher menschlicher Kommunikation zustande käme. Wir Menschen sind jedoch aufeinander angewiesen und stets in menschliche Kommunikation eingebunden. Eine völlige Unabhängigkeit (Independenz) kann folglich nicht existieren (ebd., S. 105). Auch die scheinbar einsamsten Entscheidungen sind Resultate menschlicher Kommunikation und stehen als solche in Abhängigkeit, Konterdependenz oder Interdependenz zu Personen oder Gruppen, denen man angehört (ebd., S. 107). Auch das Denken schliesst immer an das Denken anderer an (Erich Otto Graf, 2010, S. 71). Die Independenz stellt nach Schwarz (2007) eine Illusion der Konterdependenz dar. Man wäre gerne von einer Autorität unabhängig. Doch dies gelingt nur, wenn man anderswo wieder abhängig wird, indem man die in der Konterdependenz abgebrochene Kommunikation mit anderen Menschen wieder neu aufnimmt (S. 105). Nach Schwarz (2007) macht die Freiheit eines Individuums, wenn sie keine Illusion sein soll, nur Sinn als gegenseitige Abhängigkeit von Menschen (Interdependenz), die sich in einer Gruppe befinden und diese Abhängigkeiten reflektieren und handhaben können. Aus diesem Grund spricht Schwarz (2007) von der *Interdependenz* (gegenseitige Abhängigkeit) und nicht von der *Independenz* (völlige Unabhängigkeit). Frei ist demnach nie ein Einzelner oder eine Einzelne an sich, sondern nur der oder die Einzelne in einer Gruppe, bzw. die Gruppe selbst ist frei. Die Gruppe und ihre Kommunikation wird somit zum Ort der Freiheit (S. 105). Nach Schwarz (2007) ist nur die Person frei, welche Mitglied einer reifen Gruppe ist. Eine reife Gruppe ist nicht eine solche, in der es keine Abhängigkeit oder Konterdependenz gibt, sondern eine, in der diese Prozesse bewusst und handhabbar gemacht werden können (S. 115). Der Mensch kann die Abhängigkeit nicht umgehen, er hat jedoch im Rahmen menschlicher Gruppen die Möglichkeit, sich mit seiner und anderen Abhängigkeiten auseinanderzusetzen und durch ihre Handhabung zu einer Selbstbestimmung zu

kommen (Schwarz, 2007, S. 107). Inwieweit die Gruppe in der Lage ist, den oder die Einzelne an der gemeinsam in der Gruppe gefällten Entscheidung teilhaben zu lassen, entscheidet über die Art der Freiheit und Selbstbestimmung, zu der sich die Gruppe emanzipiert hat und somit über die Möglichkeit, sich als Individuum innerhalb dieser Gruppe emanzipieren zu können. Die Gruppe muss sich also emanzipieren, um dem Einzelnen in der Gruppe eine Selbstbestimmung zugestehen zu können. Eine Emanzipation ohne Gruppe geht nicht. Man kann sich nicht emanzipieren, ohne dass sich das Umfeld mitemanzipiert oder es besteht die Gefahr eines Kontaktabbruches. Eine gereifte Gruppe gesteht dem Individuum in der Gruppe Selbstbestimmung zu, wodurch ihm die Entwicklung ermöglicht wird, Gesetze und Normen nicht mehr wie in der Dependenz (oder Konterdependenz) von einer Autorität interpretieren zu lassen (ebd., S. 134). Bei der Interdependenz geht es folglich um eine gemeinsame Meinungsbildung in der Gruppe unter Einbeziehung der Meinung aller Gruppenmitglieder (z.B. in Bezug auf ein in der Gruppe geltendes Tabu, Verhandlung von Standards). Es geht um die Frage, inwieweit die Gruppe der einzelnen Person eine eigene Meinung und somit einen eigenen Inhalt einer Entscheidung zugesteht, womit ein Bruch des Standards einhergehen kann. Wenn gezeigt werden kann, dass der Schaden durch das Tabu grösser ist, als die Tabuverletzung selbst, kann es zu einer offenen Diskussion über das Tabu kommen. Dies aber auch nur, wenn die Gruppe genügend gereift ist, um solche Auseinandersetzungen führen zu können (Schwarz, 2007, S. 113). Eine gemeinsame Meinungsbildung braucht natürlich Zeit und kann mühsam sein. Schnelle Entscheidungen werden bei der Dependenz – alle sind dafür, was die Autorität sagt, und bei der Konterdependenz – alle sind dagegen, was die Autorität sagt, möglich (Schwarz, 2007, S. 105). In einer Gruppe von interdependenten Mitgliedern ist die Freiheit, welche Selbstbestimmung ermöglicht, immer Resultat einer gelungenen Kommunikation (ebd., S. 107). „Selbstbestimmung, die Beteiligung und Koordination mehrerer individueller Willensentscheidungen an und zu einer einzigen, ist daher immer ein erst herzustellendes Stadium eines Sozialbezugs.“ (Schwarz, 2007, S. 106) Man muss als Gruppe lernen und reifen, aber für den Einzelnen heisst es dennoch, dass die Konterdependenz über die Krise der Einsamkeit gehen muss. Die Negation eines Standards oder einer Autorität konstruiert ein Individuum, weil es sich abgrenzt, auch wenn diese Konstruktion abstrakt ist. Mit dieser Konstruktion verliert das Individuum seinen Sozialbezug und somit zugleich auch sich selber. Erst die Fähigkeit, sich in einen Sozialbezug wieder einzuordnen, d.h. weder durch völlige Abhängigkeit (Dependenz) noch grundsätzlich durch Negation (Konterdependenz) motiviert zu sein, ermöglicht das „Zu-ich selber-kommen-des Menschen im Bewusstsein der Freiheit“ (Hegel, zitiert nach Schwarz, 2007, S. 116).

Es ist einzusehen, dass das Durchschauen einer Abhängigkeit noch nicht ein Loslösen aus dieser darstellt. Das Loslösen kann langwierige und spannungsgeladene Prozesse beinhalten, welche Angst auslösen. Einen Standard zu negieren impliziert zwar eine Reflexion; die Reflexion stellt aber weder

eine Entscheidung noch eine Handlung dar. Durch die Reflexion und die vielen Möglichkeiten kann es auch sein, dass es nicht gelingt, zu einer Entscheidung zu kommen (Schwarz, 2007, S. 105-106). Der erste Schritt in Richtung eines langen Emanzipationsprozesses geht somit über die Handlung im Sinne eines Bruches mit dem Standard. Dies braucht Kraft und Mut, weil immer die Gefahr des Verlustes des Sozialbezuges einhergeht. Man kann nie gewiss sein, inwieweit die Gruppe, der man angehört ist, sich mitemanzipiert und wie lange und hart die zwangsläufig kommende Einsamkeit werden wird, bis man sich als interdependentes Individuum einer gereiften Gruppe mit interdependenten Mitgliedern wieder anschließen kann.

**Zusammenfassend** kann festgehalten werden, dass Emanzipation und die damit einhergehende Freiheit nur mit einem starken Sozialbezug verstanden werden kann. Das Emanzipations- und Freiheitsverständnis nach Schwarz (2007) überwindet den Egozentrismus, der einem naiv verstandenen Emanzipations- und Freiheitsbegriff anhaftet. Geht man davon aus, dass Freiheit und Emanzipation einem Individuum unabhängig von der jeweiligen Gruppe – sozusagen an sich – zuzusprechen ist, wird Freiheit und Emanzipation als Eigenleistung interpretiert: Ich habe mich befreit! Selbstverständlich ist dieses Verständnis nicht völlig falsch, es greift jedoch zu kurz. Emanzipation hat mit eigenen Entscheidungen und Anstrengungen zu tun. Sich gegen eine Autorität zu stellen ist nie ohne Folgen, ohne jegliche Spannungen, Unsicherheiten und Krisen der Einsamkeit getan. Schwarz (2007) geht jedoch einen Schritt weiter, indem er diese Eigenleistung des sich emanzipierenden Menschen wieder in einen sozialen Kontext stellt. Auch die Gruppe, welcher das Individuum angehört, muss sich durch Reflexion und gruppendynamische Lernprozesse emanzipieren. Die Gruppe und das Individuum bedingen einander: Eine reife Gruppe, welche sich emanzipiert hat, ist auf mündige, selbständige und emanzipierte Individuen angewiesen. Auf der anderen Seite ist ein Individuum, welches sich emanzipieren will, auf eine Gruppe angewiesen, die ihm diesen Prozess ermöglicht. Freiheit ist somit als Zeichen für die Möglichkeit der Identitätsfindung, die eine Gruppe und damit ihre einzelnen Mitglieder in einem Sozialbezug (Interdependenz) haben, zu verstehen (S. 107). Das Emanzipationsverständnis nach Schwarz (2007) lässt sich mit dem Mündigkeitsverständnis von Graf (1996) in Verbindung bringen, welches in Kapitel 3.2 erarbeitet wurde: Mündigkeit geht bei Graf (1996) ebenfalls über das naiv verstandene, auf eine Eigenleistung reduziertes Emanzipationsverständnis hinaus. Mündigkeit umfasst die Bewusstheit über die eigene Erfahrung in einem sozialen Kontext. Dies bedeutet, dass ein Individuum durch individuelle Bildungsprozesse die Fähigkeit erlangt, sich der gesellschaftlichen Dimension der eigenen Biografie bewusst zu werden. Die Auseinandersetzung mit Schwarz (2007) hat ergeben, dass Emanzipation als Prozess und nicht als Endzustand zu verstehen ist. Dieser Prozess umfasst das Heraustreten aus Abhängigkeitsverhältnissen und ist mit Spannungsverhältnissen, Ambivalenzen und Krisen der Einsamkeit verbunden, die es immer wieder zu bewältigen gilt.

**Abschliessend** wird an dieser Stelle eine Verbindung zur Intersektionalität hergestellt: Wie anhand des Emanzipationsverständnisses nach Graf (2003) aufgezeigt wurde, ist der Emanzipation eine Doppelstruktur inhärent: Emanzipation richtet sich einerseits auf gesellschaftliche Abhängigkeitsverhältnisse, andererseits auf psychische Strukturen, welche die Entwicklung des Individuums in Richtung seiner Mündigkeit umfasst (S. 80-81). Der Prozess der Mündigwerdung basiert auf individuellen Lern- und Bildungsprozessen. Die Intersektionalität lässt Verbindungen mit dem ersten Aspekt des Emanzipationsverständnisses nach Graf (2003) zu, nämlich, dass sich Emanzipation auf gesellschaftliche Abhängigkeitsverhältnisse (Marx) richtet. Degele und Winker (2010) sprechen in diesem Zusammenhang von den ungleichheitsgenerierenden Strukturkategorien (Klasse, Rasse, Geschlecht, Körper). Der Intersektionalitätsansatz nach Winker und Degele (2010) lässt die unterschiedlichen Dimensionen von ungleichheitsgenerierenden Kategorien und die damit einhergehenden gesellschaftlichen Abhängigkeitsverhältnisse analytisch gut erkennen. Degele und Winker (2010) betonen, dass sie mit ihrem Modell eine emanzipatorische Absicht verfolgen, gehen jedoch nicht genauer auf das Thema der Emanzipation ein. Anhand ihres Modells wird nicht ersichtlich, was sie unter Emanzipation verstehen, oder wie diese konkret vor sich gehen soll. Somit kann festgehalten werden, dass die Intersektionalität nach Degele und Winker (2010) die Doppelstruktur von Emanzipation theoretisch nicht zu fassen vermag. Anhand des Mehrebenenanalysemodell können die mit der Emanzipation einhergehenden Prozesse und Spannungsverhältnisse auf der psychischen Ebene (individuelle Lern- und Bildungsprozesse) analytisch nicht erfasst werden. Degele und Winker (2010) berücksichtigen das Individuum zwar im Rahmen ihrer Ebene der Identitätskonstruktion. Die Konstruktion einer Identität und die damit einhergehende Abgrenzung zum Gegenüber, gehört wie anhand von Schwarz (2007) aufgezeigt wurde, selbstverständlich zum Emanzipationsprozess dazu. Dennoch reicht eine Beschreibung von Kategorien, mit welchen sich ein Individuum darstellt, nicht aus, um den vielschichten Prozess der Emanzipation darstellen zu können.

## 4. METHODISCHES VORGEHEN

Dieses Kapitel widmet sich der Beschreibung und Begründung der methodischen Vorgehensweise, damit der Forschungsprozess der vorliegenden Masterthesis nachvollziehbar wird. Zu Beginn wird auf zentrale Prinzipien empirischer, bzw. qualitativer Sozialforschung und die daraus für die vorliegende Untersuchung relevanten forschungsethischen Überlegungen eingegangen. Anschliessend wird das konkrete Vorgehen der Forschung in Bezug auf die Datenerhebung und Datenanalyse schrittweise erläutert.

### 4.1 Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung

Gemäss (Atteslander, 2010) umfasst die empirische Sozialforschung das systematische Erfassen und Deuten sozialer Erscheinungen (S. 4). Sie verfolgt das Ziel, Aussagen über die Struktur und Beschaffenheit der uns umgebenden sozialen Wirklichkeit zu machen. Die Daten des zu untersuchenden Ausschnittes der sozialen Realität werden mithilfe bestimmter Techniken, wie Befragungen, Experimente und Beobachtungen, systematisch und regelgeleitet erhoben und anschliessend analysiert (Misoch, 2015, S. 1). Unter Methoden der empirischen Sozialforschung wird die geregelte und nachvollziehbare Anwendung dieser Erhebungsinstrumente (Beobachtung, Befragung, Inhaltsanalyse) verstanden (Atteslander, 2010, S. 5). Methoden werden als systematische Untersuchungsverfahren angewendet, um Forschungsergebnisse planmässig zu erarbeiten und um den Forschungsverlauf nachvollziehbar zu gestalten (Universität Erfurt, 2012). Das Untersuchen und Erfassen von Aspekten der sozialen Wirklichkeit bedarf jedoch nicht nur einer methodischen Fundierung, sondern muss darüber hinaus auch theoriebezogen sein (Atteslander, 2010, S. 3). Liegen einer Befragung keine theoretischen Konzepte zugrunde, sind die so gewonnenen Erkenntnisse willkürlich (ebd., S. 6). Es ist nicht möglich im Rahmen von Forschungsprozessen die soziale Wirklichkeit insgesamt wahrzunehmen. Fassbar sind immer nur Ausschnitte, und Ausschnitte werden erst sinnvoll, wenn sie systematisch und theorieorientiert erhoben werden (ebd., S. 3-4). Theorie und Methode stehen im Forschungssetting in einem diskursiven Zusammenhang (Erich Otto Graf, 2010, S. 35). Die vorliegende Masterthesis trägt diesen Ausführungen Rechnung, indem sie sich grob in diese zwei Teile der Theorie und methodengeleitete Empirie gliedert: Im ersten Teil findet eine Einführung in die theoretischen Modelle der Intersektionalität nach Degele und Winker (2010) sowie des Emanzipationsprozesses nach Schwarz (2007) statt, welche die Grundlage für die spätere Analyse und Reflexion bilden (vgl. Kapitel 3). Der zweite Teil widmet sich der Methodologie und umfasst die Begründung und Beschreibung der Methodenwahl sowie die Auswertung und Ergebnisse der Interviews (vgl. Kapitel 4 und 5).

Die empirische Sozialforschung kann in zwei zentrale Zugänge gegliedert werden: in die *quantitative* und *qualitative* Sozialforschung. Die *quantitative* Sozialforschung verfolgt das Ziel, anhand von möglichst repräsentativ gewonnenen empirischen Daten quantifizierbare, statistisch auswertbare und verallgemeinerbare Aussagen machen zu können. Es geht um die Messbarkeit von Phänomenen mit dem Ziel, die an der Stichprobe ermittelten Aussagen verallgemeinern zu können. Das Subjekt wird meistens nicht in seiner Ganzheit, sondern als Merkmalsträger bestimmter Variablen untersucht. Die *qualitative* Forschung hat hingegen zum Ziel, soziale Phänomene einer tiefen und differenzierten Analyse zu unterziehen (Misoch, 2015, S. 1-2). Unter qualitativer Sozialforschung wird gemäss Erich Otto Graf (2010) eine „sinnverstehende, interpretative, wissenschaftliche Verfahrensweise bei der Erhebung und Aufarbeitung sozial relevanter Daten“ (S. 153-154) verstanden. Im Zentrum steht das Sinnverstehen, welches wissenschaftshistorisch auf die Hermeneutik<sup>11</sup> zurückgeht (Erich Otto Graf, 2010, S. 163). Subjektive Wirklichkeiten, persönliche Sinnkonstruktionen und individuelle Lebenswelten sollen bei der qualitativen Sozialforschung von innenheraus untersucht und verstehend nachvollzogen werden. Dabei wird das Subjekt in seiner Ganzheit betrachtet und nicht auf Einzelvariablen reduziert. Die Daten werden in sozialen Interaktionen, z.B. mithilfe eines Interviews, erhoben (Misoch, 2015, S. 2). Das Forschungsvorhaben der vorliegenden Masterthesis ist der qualitativen empirischen Sozialforschung zuzuordnen, da es um das *sinnverstehende* Rekonstruieren emanzipatorischer Prozesse und der damit einhergehenden Spannungsverhältnisse geht. Im Zentrum steht dabei das Verstehen von Sinnzusammenhängen in den Lebensläufen der jungen Frauen.

Erich Otto Graf (2010) weist darauf hin, dass qualitative Methoden immer zu einer relativ grossen Nähe zwischen Forschenden und Beforschten führen. Durch diese sozialen Interaktionen entstehen unweigerlich Beziehungen zwischen Menschen. Dieses Eingehen von Nähe zu anderen Menschen als Instrument wissenschaftlicher Neugier ist einerseits für die Erkenntnisgewinnung unumgänglich (S. 141). Man geht ja gerade diese Beziehung ein, um über sie einen Zugang zu einem bestimmten Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit zu erhalten (ebd. S. 142). Andererseits ist diese Nähe aber auch nicht unproblematisch und muss im Forschungsprozess kritisch reflektiert werden. Es kann beispielsweise die Gefahr des „going native“ (Charmaz & Mitchell, 2001, zitiert nach Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff & Nieswand, 2015, S. 109; Erich Otto Graf, 2010, S. 141) bestehen. Dies bedeutet, dass die Forschenden die intellektuelle und analytische Distanz zum Feld nicht mehr herstellen können. Diese Distanz ist jedoch für eine Analyse der Daten unabdingbar (Charmaz & Mitchell, 2001, zitiert nach Breidenstein et al., 2015, S. 109). Den Forschenden gelingt es dann nur noch schwer, zwischen wissenschaftlichen und alltäglichen Beobachtungen zu differenzieren. Alltägliche Beobachtungen dienen der Orientierung des Subjektes im Alltag (Erich Otto Graf, 2010, S. 141) und

---

<sup>11</sup> Der Begriff der Hermeneutik kommt aus dem griechischen Wort „hermeneutike“ und bedeutet die Kunst des Interpretierens, Übersetzend, Erklärens und Auslegens (Erich Otto Graf, 2010, S. 163)

beinhalten in der Regel ein vorschnelles und verfälschtes Vergleichen mit eigenen, selbst erlebten Situationen. Die wissenschaftliche Beobachtung versucht hingegen eine soziale Wirklichkeit in ihrer eigenen Logik und Struktur zu rekonstruieren (Erich Otto Graf, 2010, S. 141). An dieser Stelle wird ein grundlegendes Dilemma in Forschungsprozessen sichtbar. Im Zentrum eines Forschungsprozesses steht die Wahrnehmung des Forschenden (Erich Otto Graf, 2010, S. 35). Somit ist die Subjektivität der Forschenden immer Teil des Forschungsprozesses. Die Subjektivität der Forschenden zeigt sich in ihren Interessen und Wünschen, Ängsten und Bedürfnissen, die wiederum geprägt sind von der eigenen Biografie, Kultur, Ethnizität und der gesellschaftlichen Stellung, der die Forschenden angehören (Bock, 1997, S. 34). Bock (1997) weist in Anlehnung an Devereux darauf hin, dass es sich hier um ein „erkenntnistheoretisches Dilemma“ handelt, denn selbst die durchdachtsten Forschungsmethoden, die wie Filter zwischen Forschenden und Forschungsgegenstand bzw. Beforschte geschoben werden, können den Einfluss von Subjektivität nicht gänzlich aufheben, sondern nur graduell verhindern (S. 34). Demzufolge sind Forschende immer in die Thematik verwickelt, die sie beforschen wollen, auch wenn ihnen die Gefahr des „going native“ bewusst ist. Dieses „Verwickeltsein“ (Implikation) kann als Irritation oder Störung im Forschungsprozess auftauchen. Erich Otto Graf (2010) zeigt auf, dass mit diesen Störungen unterschiedlich umgegangen werden kann. Der, respk. die Forscher\*in kann sich dagegen wehren, dann bleiben sie in der Latenz und können den Forschungsprozess blockieren oder die Ergebnisse der Datenauswertung verfälschen. Deckt man sie in der Reflexion auf, können sie der forschenden Person neue Erkenntnisse ermöglichen, die zu einem gelingenden Forschungsprozess beitragen (S. 35-38). Erich Otto Graf (2010) zeigt auf, dass Forschung immer in der Interaktion von zwei Kontexten stattfindet und es dies zu reflektieren gilt. Er unterscheidet zwischen dem Forschungskontext (enthält alles, was die Forschenden untersuchen wollen: Forschungsgegenstand, Forschungsobjekt) und dem Kontext der Forschung (alles was die Forschung ermöglicht: Theorie, Methode, Forschungsfrage, aber auch die individuelle Biografie und Rolle der Forschenden)<sup>12</sup>. Das Forschungssetting ist von zentraler Bedeutung, da es trotz dieses „Verwickelt-seins“ bewirkt, dass zwischen Objekt und den Forschenden (Subjekt) eine Trennung entsteht. Diese Trennung ermöglicht den Forschenden, Distanz zum Forschungsobjekt zu gewinnen. Erst durch diese Distanz wird im Anschluss eine Analyse möglich (Erich Otto Graf, 2010, S. 55-57). Neben dieser Gefahr des unreflektierten „Verwickelt-seins“ oder des „going native“, gilt es zu beachten, dass das Vertrauen fremder Menschen nicht im Dienste eines angeblich wissenschaftlich relevanten Wissensgewinns missbraucht werden darf (ebd., S. 142). Das Interesse an wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung versus dem Schutz von Personen vor einer potentiellen Schädigung durch das Forschungsvorhaben stellt ein ethisches Grunddilemma in Forschungsprozessen

---

<sup>12</sup> Zur Bedeutung und Interaktion der beiden Kontexte siehe Erich Otto Graf, 2010, S. 80-83.

dar, wobei der Schutz von Personen selbstverständlich höher gewichtet werden muss (Miethe & Gahleitner, 2010, S. 575). Wie bereits erwähnt, geht man in qualitativen Forschungssettings eine Nähe und Beziehung mit den Beforschten ein. Die Datenerhebung findet in der Regel im Rahmen eines längeren Gespräches statt und die Inhalte können, gerade wenn es sich um biografische Forschungen handelt, sehr persönlich sein. Man kann nie genau wissen, was man durch seine Forschung bei den Beforschten auslöst (Erich Otto Graf, 2010, S. 141). Biografische Erzählungen können beispielsweise eine heilende (Rosenthal, 1995, zitiert nach Miethe & Gahleitner, 2010, S. 576) aber auch eine re-traumatisierende Wirkung haben (Miethe, 2003, zitiert nach Miethe & Gahleitner, 2010, S. 576). Dies galt es im Forschungsvorhaben der vorliegenden Masterthesis in besonderem Masse und mit einer hohen Sensibilität zu berücksichtigen, da die Interviewpartnerinnen durch das Erzählen und Preisgeben ihrer Biografien, was das Zutage fördern von emotionalen und belastenden Erfahrungen beinhaltet, einem Verletzlichkeitsrisiko ausgesetzt wurden. Während den Interviews gab es immer wieder Momente, in welchen die Erinnerung und Erzählung schwieriger Erlebnisse eine Trauer hervorbrachte oder unerwartet schwere, zum Teil noch unverarbeitete, Erfahrungen zutage gekommen sind. Auf solche im Vorfeld nicht planbare Dynamiken musste in der jeweiligen Interviewsituation individuell und flexibel eingegangen werden. Miethe und Gahleitner (2010) weisen darauf hin, dass die Dynamik eines qualitativen Forschungsprozesses trotz aller ethischer Planung und Absicht ein Stück weit unberechenbar bleibt und es somit kein einheitliches und (ethisch) standardisiertes Vorgehen geben kann (S. 576/ S. 580). Darüber hinaus verläuft der gesamte Forschungsprozess, sofern tatsächlich geforscht wird und Ergebnisoffenheit vorausgesetzt ist, nicht linear (Erich Otto Graf, 2010, S. 35). Trotzdem muss der Forschungsverlauf nach bestimmten Voraussetzungen geplant werden und in jeder Phase nachvollziehbar sein (Atteslander, 2010, S. 3). Dies bedingt, dass wissenschaftliche Forschung immer auf einer gut überlegten methodischen Vorgehensweise beruht (Erich Otto Graf, 2010, S. 23). Infolgedessen wird nun vertiefter auf die konkrete Vorgehensweise der Datenerhebung und Datenauswertung eingegangen.

## 4.2 Datenerhebung

Für das Erheben von Daten musste in einem ersten Schritt eine Bestimmung des Forschungsfeldes vorgenommen werden. Dies bedeutet, dass ein Feld gesucht und identifiziert werden musste, in dem das, was untersucht werden soll, am deutlichsten zutage kommt und das für das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Masterthesis besonders aufschlussreich ist. Es galt zu überlegen, in welchem Forschungsfeld das beste Material für die Untersuchung der Forschungsfrage zu finden ist und wie man Zugang zu diesem Feld erhält (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 6-7). Als Forschungsfeld wurde für die vorliegende Masterthesis ein Jugendtreff für Mädchen und junge Frauen gewählt. Jugendtreffpunkte für Mädchen und junge Frauen entspringen der feministischen Mädchenarbeit und

sind im Zuge der zweiten Frauenbewegung in den 1980er Jahren entstanden (Ammann et al., 2017, S. 5). Mit der zweiten Frauenbewegung sind viele Frauenprojekte gegründet worden. Dazu gehören neben der erwähnten Mädchenarbeit auch die Frauenhäuser, Notrufe und Beratungsstellen für vergewaltigte Frauen sowie Projekte gegen sexuellen Missbrauch von Mädchen. Es entstand eine neue, auf Frauen bezogene, feministische Gegenkultur, welche auch auf die Öffentlichkeit gerichtete Informationskampagnen beinhaltete, die bei Frauen *Lern- und Bewusstseinsprozesse* anstossen sollen (Gildemeister & Hericks, 2012, S. 152-153). Das Konzept der (feministischen) Mädchenarbeit ist im Zuge der zweiten Frauenbewegung entstanden und hat zum Ziel, bei den jungen Frauen Lern- und Bewusstseinsprozesse und somit emanzipatorische Prozesse anzustossen. Aus diesem Grund stellt der Jugendtreff für Mädchen und junge Frauen ein geeignetes Forschungsfeld für die vorliegende Masterthesis dar. Das Ziel bestand darin, über den Jugendtreff junge Frauen zu finden, welche bereit waren, an einem autobiografisch-narrativen Interview teilzunehmen, um anschliessend das Material in Hinblick auf emanzipatorische Prozesse zu untersuchen. Der Feldzugang stellte sich für die Untersuchung der vorliegenden Masterthesis als einfach heraus. Für mögliche Interviewpartner\*innen wurde eine Bekannte der Autorin angefragt, welche als Jugendarbeiterin in einem Mädchentreff arbeitet. Es liessen sich schnell vier junge Frauen finden, welche sich bereit erklärten, an einem Interview teilzunehmen. Dies lässt sich vermutlich damit begründen, dass die Anfrage der jungen Frauen zunächst über die Jugendarbeiterin erfolgte, welche für sie eine Vertrauensperson darstellt und die jungen Frauen dem Forschungsvorhaben der vorliegenden Masterthesis somit mit einem Vertrauensvorschuss begegneten.

Nach der Auswahl des Forschungsfeldes (Mädchentreff) musste innerhalb dieses Feldes eine Auswahl der Untersuchungseinheit, d.h. eine Auswahl von Fällen getroffen werden. Diese Auswahl der Untersuchungseinheit wird in der Fachsprache „Sampling“ genannt. Da man selten in der Lage sein wird, alle Fälle, die mit dem Sachverhalt der Untersuchung in Verbindung stehen, in die Untersuchung einbeziehen zu können, muss notwendigerweise eine Auswahl getroffen werden. Dabei gilt es zu bedenken, dass durch die Auswahl der Fälle eine Bestimmung darüber, was ein „Fall“ ist, und somit bereits Vorentscheidungen in Bezug auf die Ergebnisse einhergehen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 177). Das Sampling für die vorliegende Forschung erfolgte bewusst nicht nach Differenzkategorien, wie beispielsweise Herkunft, Ethnie oder Religionszugehörigkeit, da damit die Gefahr der Reifizierung<sup>13</sup>, Stigmatisierung oder theoretisch nicht haltbaren Vorannahmen einhergegangen wäre. Werden beispielsweise „nur“ Musliminnen befragt, kann dies die stigmatisierende Vorannahme implizieren, dass diese „rückständig“ sind und sich emanzipieren sollten. Dies würde einer ethnozentristischen Perspektive gleichkommen. Gleichzeitig würde mit

---

<sup>13</sup> Reifizierung meint Vergegenständlichung. Indem ein Gegenstand benannt wird, wird er dadurch zum Gegenstand gemacht.

einem solchen Vorgehen die Religion zum Gegenstand gemacht (reifiziert) werden, obwohl sie für die interviewte Person allenfalls gar nicht von Relevanz ist. Daran wird ersichtlich, dass nicht im Vorhinein bestimmt werden kann, welche (intersektionalen) Kategorien und Kriterien sich schlussendlich für den emanzipatorischen Prozess der jungen Frauen als relevant herausstellen werden. Dies kann erst die Analyse des Materials zeigen. Das Sampling wurde somit offengehalten: Es konnten sich die jungen Frauen melden, welche Lust und Interesse an einem Interview hatten. Das einzige Kriterium war die Zugehörigkeit der jungen Frauen zum Mädchentreff.

Das Datenmaterial wurde mittels biografischen Interviews generiert. Insgesamt wurden vier autobiografisch-narrative Interviews mit jungen Frauen durchgeführt. Biografisches Material ist mehrdeutig, widersprüchlich sowie komplex und es verhält sich gegenüber Typisierungsversuchen ausserordentlich sperrig. Die Biografieforschung fördert individuelle Geschichten zu Tage, die sich einfachen binären Zuordnungen, beispielsweise nach dem Muster „männlich – weiblich“ oder eben verallgemeinernden Konzepten und Vorstellungen von Emanzipation, entziehen. Es werden die vielschichten Abhängigkeitsverhältnisse und deren Verwobenheit sichtbar. Biografische Interviews ermöglichen es somit, die Heterogenität von individuellen Emanzipationsprozessen herauszuarbeiten.

Darüber hinaus kann die Biografie als Dokument der Verknüpfung von Subjekt und Kollektiv (Struktur) (vgl. Spindler, 2006) gesehen werden und ist somit nicht nur als Ausdruck eines individuellen Lebens, sondern auch als „soziales Konstrukt“ (Fischer & Kohli, 1987, zitiert nach Miethé & Gahleitner, 2011, S. 73) zu verstehen. Biografien enthalten immer Spezielles wie Allgemeines. Über die Rekonstruktion von Biografien, wie sie in der Biografieforschung vorgenommen wird, kann das Gesellschaftliche in der Konkretheit der einzelnen Erfahrung erfasst werden (Fischer-Rosenthal, 2000, zitiert nach Miethé & Gahleitner, 2011, S. 73). Dieses Verständnis der gegenseitigen Bedingung von Individuum und Gruppe (Gesellschaft), welches der Biografieforschung zugrunde liegt, lässt sich gut mit den in Kapitel 3 erarbeiteten theoretischen Bezügen der Intersektionalität, des Mündigkeitsverständnisses nach Martin Albert Graf (1996) sowie des Emanzipationskonzeptes nach Gerhard Schwarz (2007) verbinden. Winker und Degele (2010) gehen in ihrem Modell der intersektionalen Mehrebenenanalyse von einer starken Wechselwirkung zwischen der individuellen Ebene der Identitätskonstruktion und der gesellschaftlichen Strukturebene aus. Nach Martin Albert Graf (1996) bedeutet Mündigkeit, dass man sich der sozialen, gesellschaftlichen Dimension seiner individuellen Biografie bewusst wird. Schwarz (2007) zeigt ebenfalls auf, dass Emanzipation nicht ohne Sozialbezug, das heisst, nicht ohne Verhältnis zwischen Individuum und Gruppe, verstanden werden kann. In emanzipatorischen Prozessen und in der damit einhergehenden Freiheit und Mündigkeit ist die Konkretheit der eigenen Geschichte wie auch die gesellschaftliche Dimension (Sozialbezug) enthalten. In der Biografie wird das „So-Geworden-Sein“ eines Menschen in der komplexen Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen Prozessen und

den individuellen Verarbeitungsmustern sichtbar (Miethe & Gahleitner, 2011, S. 73). Biografische Erfahrungen sind somit immer auch gesellschafts- und geschlechtsbezogene<sup>14</sup> Erfahrungen, die sich als Erinnerungen in der Biografie ablagern. Diese biografischen „Erfahrungsaufschichtungen“ (Glinka, 2001, zitiert nach Miethe & Gahleitner, 2011, S. 74) können über biografische Erzählungen (z.B. autobiografisch-narrative Interviews) rekonstruiert werden (Miethe & Gahleitner, 2011, S. 74). Nach Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014) sind autobiografisch-narrative Interviews dort sinnvoll, wo die gesamte Biografie im Zentrum des Interesses steht und sich die Befragung nicht an eine bestimmte Etappe im Leben, wie beispielsweise den Berufseinstieg richtet (S. 9). Die Form der Datenerhebung anhand autobiografisch-narrativer Interviews ist für das Forschungsvorhaben der vorliegenden Masterthesis folglich theoretisch gut begründbar.

Narrative Interviews enthalten eine möglichst offen formulierte Frage als Gesprächseinstieg. Die Einstiegsfrage ist offen formuliert, damit die interviewte Person frei ins Erzählen kommt. Erzählungen, als eine natürliche Form der Reflexion, bauen die Künstlichkeit der Forschungssituation ab und verhindern, dass die Befragten gezwungen sind, isolierte Antworten auf isolierte Fragen geben zu müssen (Witzel, 2000). Im Rahmen dieser Masterthesis wurde bei der Einstiegsfrage bewusst das Fragen nach „Emanzipationsprozessen“ unterlassen, weil die Verwendung des Begriffs „Emanzipation“ oder das Fragen nach „emanzipiert sein“ das Risiko bergen würde, bei der interviewten Person eine Welle von ideologischen Assoziationen und Statements auszulösen. Das Hauptaugenmerk lag darauf, den Gesprächspartnerinnen weder Differenzkategorien noch verallgemeinernde Begriffe wie „Emanzipation“ vorzugeben, um Reifizierungen zu vermeiden (vgl. Degele & Winker, 2010, S. 100).

Die interviewte Person wurde zu Beginn des Gesprächs gebeten, aus ihrem Leben, bzw. „die Geschichte ihres Lebens“ zu erzählen. Sie solle schildern, was sie auf ihrem Lebensweg alles schon erlebt und zu der Person gemacht habe, die sie heute sei. Der Gesprächseinstieg erfolgte mit einer umschreibenden, einfachen und alltagsnahen Sprache, um die interviewten Frauen nicht mit einer in wissenschaftlichen Begriffen formulierten Frage zu verunsichern. Die Interviews fanden im Mädchentreff auf dem Sofa statt, um den jungen Frauen eine vertraute Umgebung bieten zu können.

---

<sup>14</sup> Die Erfahrungen sind geschlechtsbezogen, da sich bereits die frühkindliche Biografie für weibliche und männliche Kinder unterschiedlich gestaltet. In der Regel bildet sich bereits in den ersten drei Jahren eine geschlechtsgebundene Identität heraus. Die Interaktion des Individuums mit der Umwelt und die darin geltenden Werte und Normen (Geschlechternormen) manifestieren sich dabei bis in die Psyche hinein. Es existieren immer noch den Geschlechtern zugewiesene unterschiedliche Lebenswelten (Miethe & Gahleitner, 2011, S. 74), weshalb in der Soziologie wie auch in der Frauen- und Geschlechterforschung von „weiblicher“ wie „männlicher“ Sozialisation die Rede ist, auch wenn selbstverständlich unter dem Begriff „weiblicher oder männlicher Sozialisation“ nicht die Gesamtheit der heterogenen Erfahrungen aller Frauen oder Männer subsumiert werden kann. Dennoch hat das Geschlecht einen wesentlichen Einfluss auf die Sozialisationsbedingungen. An dieser Stelle kann auf Chodorow (1985) verwiesen werden, die aufgezeigt hat, dass immer noch grosse und offensichtliche Unterschiede in der Alltagserfahrung der Geschlechter vorhanden sind.

Die Gespräche wurden ausserhalb der Öffnungszeiten des Mädchentreffs geführt, damit eine ruhige und ungestörte Gesprächsatmosphäre gewährleistet war. Die Interviews dauerten zwischen 1 bis 1,5 Stunden. Der Gesprächseinstieg gestaltete sich bei allen vier Interviews reibungslos. Es war erstaunlich, wie offen die jungen Frauen aus ihrem Leben erzählten und auch schwierige wie belastende Themen zur Sprache brachten. Auch tabubesetzte Themen, wie beispielsweise die Sexualität, scheuten sie nicht anzusprechen. Teilweise gab es sehr emotionale Gesprächsepisoden, da das Erzählte bei den Frauen Trauer hervorbrachte. In den Interviews kamen reichhaltige und inhaltlich dichte Erzählungen zum Vorschein.

Das Interview wurde in Anlehnung an Witzel (2000) als problemzentriertes Interview (PZI) anhand eines *Interviewleitfadens* (siehe Anhang 1) durchgeführt. Das problemzentrierte Interview zielt auf eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen und subjektiver Wahrnehmungen sowie Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realitäten. Nach Witzel (2000) eignet sich die Anwendung des PZI als biografisches Interview gerade durch seine fördernde Wirkung der Gesprächsentwicklung, wenn Erzählungen von Lebensgeschichten angeregt werden. Folgende vier Instrumente ermöglichen und unterstützen die Durchführung des PZI: Kurzfragebogen, Interviewleitfaden, Postskriptum und Tonaufzeichnung. Die Interviewdurchführungen der vorliegenden Masterthesis erfolgten mithilfe dieser vier Instrumente.

Der *Kurzfragebogen* (siehe Anhang 2) wurde vor dem Interview ausgefüllt und diente dem Ermitteln von Sozialdaten, wie Alter, Aufenthaltsstatus oder Beruf der Eltern. Durch den Kurzfragebogen wird das nachfolgende Interview, welches eine Aushandlung der subjektiven Sichtweise der interviewten Person zum Ziel hat, von denjenigen Fragen entlastet, die als Frage-Antwort-Schema aufgebaut sind.

Der Interviewleitfaden diente der Strukturierung der Interviews. Der Fokus blieb dabei jedoch auf einer möglichst offenen Gesprächsgestaltung, um flexibel auf die jeweilige Gesprächssituation eingehen zu können. So wurde beispielsweise offengehalten, wie gewisse Themen angesprochen wurden oder bei welchen Antworten nachgehakt wurde. Der Interviewleitfaden gliederte das Gespräch grob in zwei Phasen: die erste Phase beinhaltete, die Einstiegsfrage mit einem erzählgenerierenden Stimulus, welche die interviewte Person in möglichst lange Erzählsequenzen bringen sollte. Geriet das Erzählen ins Stocken oder legten sich Pausen ein, bestand die Herausforderung darin, dies auszuhalten und die Gesprächslücke nicht gleich mit neuen Fragen zu füllen. In der Regel begannen die interviewten Personen wieder von sich aus zu erzählen. Die zweite Phase beinhaltete Sondierungsfragen, Verständnisfragen, das Bezugnehmen auf Erzähltes und die Theorie. Das Bezugnehmen auf die Theorie bestand im Nachfragen in Anlehnung an die intersektionalen Ebenen nach Degele und Winker (2010). So wurde in einer nicht wissenschaftlichen Sprache nach der Identitäts-, Repräsentations- und Strukturebene gefragt, falls diese Ebenen nicht

bereits in der ersten Phase des Interviews zur Sprache gekommen waren. Das Interview wurde mit der Abschlussfrage, was sie sich für ihre Zukunft wünschen und wo sie sich in 10 Jahren sehen, beendet.

Unmittelbar nach dem Interview wurde ein *Postskriptum* (siehe Anhang 3) im Sinne eines Gedächtnisprotokolls erstellt, welches sich ebenfalls an Witzel (2000) anlehnt. Postskripte enthalten Skizzen zu den Gesprächsinhalten, Anmerkungen zu den situativen und nonverbalen Aspekten sowie zu den Schwerpunktsetzungen der interviewten Person (Witzel, 2000). Vor dem Interview haben die Frauen eine Einverständniserklärung unterschrieben, welche die Anonymisierung der Daten sowie die Beschränkung der Materialverwendung für lediglich die vorliegende Masterthesis zusicherte.

Mit dem Unterzeichnen der Einverständniserklärung gaben die Frauen ihre Einwilligung für die *Tonaufnahme* der Interviews sowie der anschliessenden Transkription und Verwendung des Materials für das vorliegende Forschungsvorhaben. Die Interviews wurden von Larissa Luchsinger anonymisiert und transkribiert<sup>15</sup>. Insgesamt sind 93 Seiten Transkriptionsmaterial entstanden.

Im Folgenden wird nun auf die methodische Vorgehensweise bei der Auswertung der Daten eingegangen.

### 4.3 Datenauswertung

In diesem Kapitel wird das methodische Vorgehen der Datenanalyse schrittweise vorgestellt. Dabei wird auf die *intersektionale Mehrebenenanalyse* nach Degele und Winker (2010), welche mit dem *offenen Kodieren* der Grounded Theory und mit dem Arbeiten in Gruppen in Form von *Forschungswerkstätten* kombiniert wurde, eingegangen. Auf die Reflexion des Forschungsprozesses und der Methodenwahl wird im nachfolgenden Kapitel vertiefter eingegangen.

In einer *ersten Analysephase* wurden die Aufzeichnungen angehört, die Transkripte gelesen und eine erste stichwortartige inhaltliche Zusammenfassung der vier Interviews vorgenommen. In einer *zweiten Analysephase* wurden die Interviews in Hinblick auf intersektionale Kategorien auf der Struktur-, Identitäts- und Repräsentationsebene untersucht. Das Vorgehen lehnte sich dabei an die methodologische Vorgehensweise des intersektionalen Mehrebenenanalysemodells nach Degele und Winker (2010) an. Bei der intersektionalen Mehrebenenanalyse handelt es sich um die Methodik zur Theorie von Degele und Winker (2010), welche in Kapitel 3.1 vorgestellt wurde. Degele und Winker (2010) schlagen für die Auswertung des empirischen Materials folgende acht Analyseschritte vor (S. 80):

---

<sup>15</sup> Die Interviews wurden bei der Transkription vom Schweizerdeutsch auf Hochdeutsch übersetzt.

Block I: Auswertung einzelner Interviews

1. Identitätskonstruktionen beschreiben
2. Symbolische Repräsentationen identifizieren
3. Bezüge zu Sozialstrukturen finden
4. Wechselwirkungen zentraler Kategorien auf drei Ebenen benennen

Block II: Auswertung aller Interviews

5. Identitätskonstruktionen vergleichen
6. Strukturdaten ergänzen und Herrschaftsverhältnisse analysieren
7. Analyse der benannten Repräsentationen vertiefen
8. Wechselwirkung in der Gesamtschau herausarbeiten

Diese acht Analyseschritte wurden entsprechend dem Erkenntnisinteresse der vorliegenden Forschungsfrage angepasst und unterschiedlich gewichtet. Denn die die Forschungsfrage bildet den Gegenstand der Forschung und strukturiert somit das methodische Vorgehen (Graf, 2010, S. 260). Die Forschungsfrage fokussiert die Spannungsverhältnisse, welche die Frauen in Bezug auf eigene Emanzipationsprozesse wahrnehmen und will *diese vor dem Hintergrund von intersektionalen Differenzkategorien kritisch diskutieren und bewerten*. Dazu ist eine Analyse der intersektionalen Differenzkategorien, welche in den Lebensgeschichten der jungen Frauen wirksam sind, notwendig. Die Analyse der Interviews erfolgte wie von Degele und Winker (2010) vorgeschlagen, in zwei Blöcken.

In einem ersten Block wurden die Interviews einzeln ausgewertet, indem die Identitätskonstruktionen, die symbolischen Repräsentationen, die Strukturkategorien sowie die Wechselwirkungen zwischen den zentralen Kategorien auf den drei Ebenen analysiert wurden. Die Auswertung begann also in einem ersten Schritt mit der Analyse, welche Differenzkategorien für die Identitätsbildung im jeweiligen Interview (soziale Praxis) von Bedeutung sind. Wenn Menschen sich vorstellen, tun sie dies mit Hilfe von Differenzkategorien. Identität ist schlussendlich nur auf der Grundlage von Differenz konstruiert (Degele & Winker, 2010, S. 81). Bei diesem Analyseschritt ging es um die Frage, wie sich die Person darstellt und positioniert (ebd., S. 101). Da Identitätskonstruktionen eng mit gesellschaftlichen Repräsentationen verbunden sind, war es oft nicht leicht herauszufinden, welcher Ebene eine bestimmte Aussage zuzuordnen war. Die Trennung bleibt schlussendlich analytisch. Der zweite Schritt zielt auf die Analyse dieser symbolischen Repräsentationen. Dies bedeutet, die Werte, Normen und Ideologien explizit zu machen, welche die Personen im Interview erwähnen (ebd., S. 84). In einem dritten Schritt wurde im Material nach den Bezügen zur Sozialstruktur und den darin enthaltenen Strukturkategorien Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper gesucht (ebd., S. 85). In diesem Schritt wurde untersucht, welche gesellschaftlich konstruierten Ungleichheitsgenerierenden

Kategorien den Alltag der interviewten Frauen beeinflussen. In einem vierten Schritt wurden die Wechselwirkungen zwischen den Kategorien und Ebenen herausgearbeitet. Dafür mussten die wichtigsten von den interviewten Frauen genannten Differenzkategorien herausgearbeitet werden. Dabei war wichtig zu beachten, welche Kategorien mehrfach oder in besonders emotionalen Phasen des Interviews erwähnt wurden, um Hinweise auf die Wichtigkeit der Kategorien im Leben der jungen Frauen zu erhalten (ebd., S. 86). Das Ziel bestand darin, herauszuarbeiten, wie sich die Differenzkategorien gegenseitig beeinflussen und so die Lebensgestaltung der jungen Frauen möglicherweise einschränken. Welche und wie viele Ungleichheitskategorien schlussendlich eine Rolle spielen, kann erst die Untersuchung selbst zeigen. Bei der Identitäts- und Repräsentationsebene ist es nach Degele und Winker (2010) daher sinnvoll induktiv (ergebnisoffen) vorzugehen. Entsprechend muss auf der Identitäts- und Repräsentationsebene die Kategorienzahl nicht begrenzt, sondern offengelassen werden. Auf der Strukturebene ist es forschungspraktisch wichtig eine handhabbare Zahl von Strukturkategorien und die damit verbundenen Herrschaftsverhältnisse festzusetzen, sie also deduktiv (theoriegeleitet) vorzugeben (Degele & Winker, 2010, S. 28). Durch die Verbindung zahlenmässig begrenzter Strukturkategorien mit anzahlloffenen Identitäts- und Repräsentationskategorien schlagen Degele und Winker (2010) ein Wechselspiel zwischen deduktiver (theoriegeleiteter) und induktiver (ergebnisoffener, überraschungsoffener) Forschungsstrategie vor (S. 69).

In einem zweiten Block wurden die vier Interviews miteinander verglichen, was einen Vergleich der Identitätskonstruktionen, der symbolischen Repräsentationen und der Bezüge zu den Strukturkategorien und den damit einhergehenden Herrschaftsverhältnissen implizierte. Der Schwerpunkt lag auf der Analyse der in den Lebensgeschichten wirksamen Differenzkategorien auf der Strukturebene sowie deren Wechselwirkungen.

Um den ersten Teil der Forschungsfrage, die Frage nach den Spannungsverhältnissen, welche die Frauen in Bezug auf eigene Emanzipationsprozesse erleben, beantworten zu können, wurden die Interviews in einer **dritten Analysephase** in Anlehnung an die Grounded Theory, welche ursprünglich von Barney Glaser und Anselm Strauss entwickelt wurde (Strauss & Corbin, 1996, S. 9), kodiert. Bei der Grounded Theory handelt es sich um eine qualitative Forschungsmethode, welche eine systematische Reihe von Verfahren benutzt, um eine *induktiv* abgeleitete, gegenstandsverankerte Theorie über ein Phänomen zu entwickeln (Strauss & Corbin, 1996, S. 8). Das Ziel der Grounded Theory ist, durch systematisches Erheben und Analysieren von Daten, welche sich auf das untersuchte Phänomen beziehen, eine Theorie zu erstellen, die dem untersuchten Gegenstandsbereich gerecht wird und ihn erhellt (ebd., S. 9). Im Rahmen dieser Masterthesis war es nicht möglich, eine eigenständige Theorie zu entwickeln. Anhand der Kodierverfahren der Grounded Theory wurde jedoch das Datenmaterial in

Hinblick auf die Frage nach emanzipatorischen Prozessen systematisch analysiert. Es wurden Kategorien gebildet, diese in einen Zusammenhang gesetzt und wieder mit der Theorie in Verbindung gebracht. Die Analyse der transkribierten Interviews setzte bei dem sogenannten „offenen Kodieren“ an, welches auch Degele und Winker (2010) auf der Identitäts- und Repräsentationsebene anwenden. Offenes Kodieren stellt den analytischen Prozess dar, in welchem die Daten aufgebrochen, untersucht, verglichen und konzeptualisiert werden (Strauss & Corbin, 1996, S. 43). Die Konzepte werden anschliessend hinsichtlich ihrer Ähnlichkeiten und Unterschiede miteinander verglichen. Ähnliche Ereignisse und Vorfälle werden benannt und zu Kategorien zusammengefasst (ebd., S. 54-55). Das Erstellen von Verbindungen zwischen den Kategorien verfolgt das Ziel, über das Klassifizieren von Kategorien hinaus Interpretationen und Erklärungen in Bezug auf das untersuchte Phänomen (Spannungsverhältnisse emanzipatorischer Prozesse) zu erlangen (ebd., S. 76). In einem nächsten Schritt wurden die Kategorien „selektiv kodiert“. Das selektive Kodieren beschreibt den Prozess des Auswählens der Kernkategorie oder Kernkategorien (ebd., S. 94). Es geht darum, den „roten Faden“ der Geschichte zu finden und darzulegen (ebd., S. 96). Das selektive Kodieren ist eine anspruchsvolle Aufgabe und konnte im Rahmen dieser Arbeit nur ansatzweise angegangen werden, da, wie bereits erwähnt, das Entwickeln einer eigenständigen Theorie nicht realistisch war.

Parallel zu den beschriebenen Analysephasen wurden die Interviews im Rahmen von vier **Forschungswerkstätten** besprochen und analysiert. Die Forschungswerkstatt bestand jeweils aus sechs bis acht Studierenden oder ehemals Studierenden der Sozialen Arbeit sowie einem promovierten Sozialwissenschaftler. Um die Analyse der Interviews theoriegeleitet vornehmen zu können, haben die Teilnehmenden als Vorbereitung einen Text gelesen (bspw. Mündigkeitsverständnis nach Martin Albert Graf, 1996), welcher zu Beginn der jeweiligen Forschungswerkstatt in der Gruppe diskutiert wurde. Anschliessend an die theoretische Auseinandersetzung folgte die Arbeit an den Transkripten. Die Teilnehmenden haben vor dem jeweiligen Treffen das transkribierte Interview durchgelesen und dabei Auffälligkeiten, Irritationen oder Fragen markiert. Das Vorgehen in der Forschungswerkstatt war in Anlehnung an das Verständnis qualitativer Forschung nach Erich Otto Graf (2010), welches in Kapitel 4.1, erläutert wurde, durch eine offene und hermeneutische Herangehensweise an das Material gekennzeichnet. Das Ziel bestand darin, ein tieferes Verständnis der vier Lebensgeschichten der jungen Frauen zu erarbeiten, die von ihnen erlebten Spannungen im Material zu erkennen und sinnverstehend zu rekonstruieren. Der Ausgangspunkt für die Analyse bildeten die sogenannten „Emergenzen“. Emergenzen tauchen bei den Forschenden in Form von Irritationen auf (Vogel, 2017, S. 34). Dies können Auslassungen, z.B. nicht zu Ende gesprochene Sätze, Unstimmigkeiten oder übertrieben genaue Schilderungen im Material sein. Aber auch Gefühle wie Mitleid, Sympathie, innerer Widerstand, Ablehnung oder Ärger, die das Material, bzw. eine spezifische Textpassage bei den Forschenden auslöst, gelten als Emergenzen. Es galt, beide Dimensionen zu beachten und als

Ausgangspunkt für die Analyse zu nehmen: die Spuren im Material wie auch die Spuren, die im Innern der Forschenden durch das Material ausgelöst wurden, da Forschung immer in der Interaktion zwischen diesen zwei Kontexten (Forschungskontext und Kontext der Forschung) stattfindet, wie dies bereits in Kapitel 4.1 in Anlehnung an Erich Otto Graf (2010) erläutert wurde. Emergenzen geben Hinweise auf Desymbolisierungen, weil diese immer Spuren im Material hinterlassen und Spannungen in Form von Emergenzen erzeugen. Desymbolisierungen entstehen bei der Zerstörung des Sprachspiels, wie dies Alfred Lorenzer (1977) in seinen Ausführungen über den Zusammenhang von Sprache und Unbewusstem ausführt. Die Zerstörung des Sprachspiels beinhaltet die Zerstörung der Verknüpfung von Erfahrung und Symbol (Sprache). Bei der Symbolisierung wird eine gemachte Erfahrung mit einem Wort (Symbol) verknüpft. Beispielsweise ist das Wort „Mama“ oder „Papa“ nicht einfach ein Wort, sondern damit sind die gemachten Erfahrungen mit dieser Mutter- oder Vaterbeziehung verknüpft. Diese Verknüpfung nennt Lorenzer (1977) Symbolisierung, welche im Sprachspiel entstehen. Die Desymbolisierung zerstört eben dieses Sprachspiel, die Verknüpfung von Symbol und Erlebtem. Dies wird daran ersichtlich, dass das, was in der Symbolwelt (Sprache) dargestellt wird, nichts mehr mit dem wirklich Erlebten zu tun hat. Das wirklich Erlebte wird ins Unterbewusste verdrängt. Dort, wo ein Erfahrungsgehalt aus der Kommunikation gedrängt wird, hinterlässt er im Material Spuren in Form von Emergenzen. Diese Spuren, welche Hinweise auf unbewusste oder „untergetauchte“ Erfahrungsgehalte in den Erzählungen der jungen Frauen gaben, galt es durch die Analyse in der Forschungswerkstatt zu rekonstruieren, um ein tieferes Verständnis ihrer Lebensgeschichte und die damit verbundenen erlebten Spannungsverhältnisse, die zum Grossteil auch in der Latenz waren, sinnverstehend zu rekonstruieren<sup>16</sup>

**Abschliessend** wird noch dargelegt, wie die Interviews mithilfe von *f4analyse* computergestützt codiert wurden. Das Kategoriensystem (Codes) kann in *f4analyse* hierarchisch und mit unterschiedlichen Farben differenziert werden. Die Kategorien können entweder deduktiv aus (theoretischen) Vorüberlegungen heraus oder induktiv während des Bearbeiten des Materials entwickelt werden. Das Kategoriensystem für die Auswertung der vorliegenden Untersuchung wurde in Anlehnung an das theoretische wie methodologische intersektionale Mehrebenenanalysemodell nach Degele und Winker (2010) (vgl. Kapitel 3.1) deduktiv gesetzt. Es umfasste die drei Ebenen der Struktur, Identität und Repräsentation. Bei der Ebene der Struktur wurden die vier Kategorien Klasse, Rasse, Geschlecht, Körper als Subkategorien in Anlehnung an die theoretischen Argumentationen von Degele und Winker (2010) deduktiv erstellt. Bei der Auswertung des Materials können dann Textpassagen und Wortsequenzen den entsprechenden Kategorien zugeordnet werden. Mit einem Doppelklick auf den entsprechenden Code oder Subcode werden alle zugeordneten Textstellen angezeigt, was im fortschreitenden Analyseverfahren interviewübergreifende Vergleiche ermöglicht. Kommentare

---

<sup>16</sup> Für eine tiefere Auseinandersetzung mit der Desymbolisierung siehe Vogel, 2017, S. 201-216.

können in Form von Memos erstellt werden. In der folgenden Abbildung ist die Arbeitsansicht der Auswertung des Interviews mit der Syrierin ersichtlich. Auf der linken Seite sind die vier importierten Interviewtranskripte zu sehen, in der Mitte das Interview, an welchem gerade gearbeitet wird, und auf der rechten Seite ist das Kategoriensystem erkennbar.

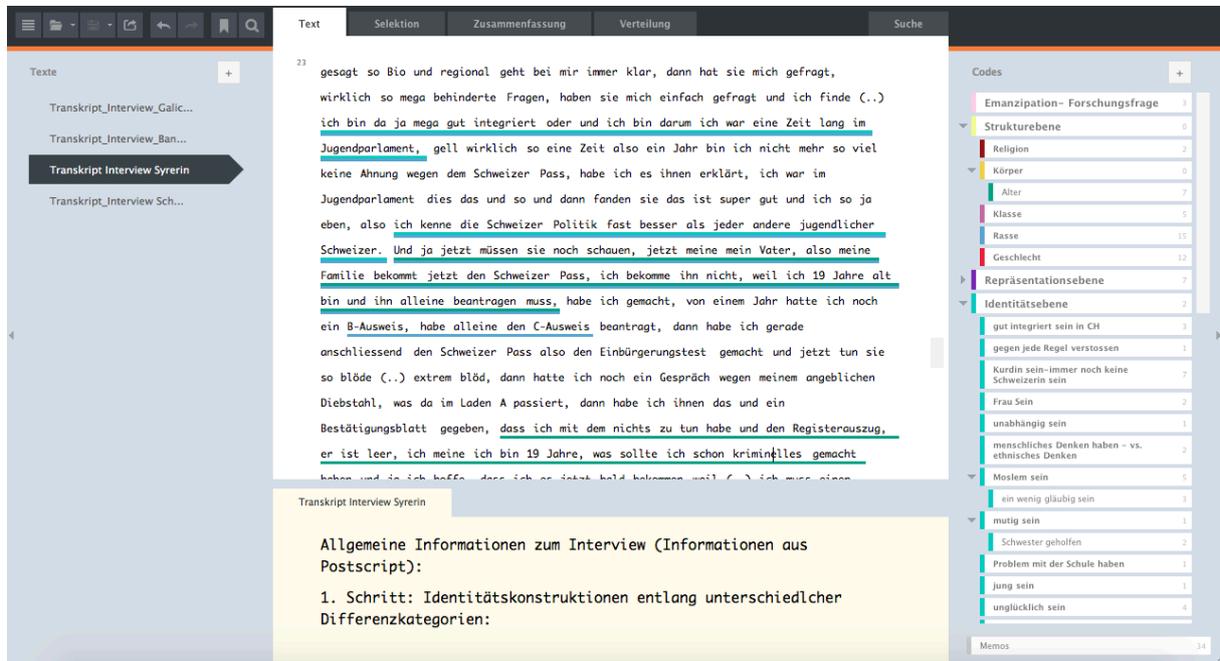


Abbildung 2: Arbeitsansicht computergestütztes Codierprogramm f4analyse

## 5. FORSCHUNGSERGEBNISSE

Die Fragestellung der Masterthesis „Wie sind die Spannungsverhältnisse, welche Frauen in Bezug auf eigene Emanzipationsprozesse wahrnehmen, vor dem Hintergrund von intersektionalen Differenzkategorien kritisch zu diskutieren und zu bewerten?“ strukturiert in den folgenden Unterkapiteln die Darstellung der Analyseergebnisse der vier Interviews. In einem ersten Schritt wird jeweils das Interviewsetting und dessen Verlauf beschrieben. Dies dient dazu, auch nonverbale und situative Umstände des Interviews in die Analyse einfließen zu lassen. In einem zweiten Schritt folgt ein Kurzporträt der interviewten Frau. Anschliessend wird in Anlehnung an Degele und Winker (2010) auf die im Material vorgefundenen intersektionalen Kategorien und deren Wechselwirkungen eingegangen. Die *intersektionalen Kategorien* werden jeweils kursiv, fett und unterstrichen hervorgehoben. Weil die von Degele und Winker (2010) vorgeschlagenen Kategorien nicht ausreichend waren, um die Themenschwerpunkte der Interviews sowie die emanzipatorischen Prozesse zu erfassen, sind weitere *zentrale Themen* ebenfalls kursiv und fett dargestellt, jedoch nicht unterstrichen. Die *Ebenen* der Identität und Repräsentation sind kursiv hervorgehoben. Stellenweise werden Originalzitate aus den Interviews eingefügt, um die Kategorien und emanzipatorischen Prozesse zu veranschaulichen, sowie die Ergebnisse nachvollziehbar zu machen. Zum Schluss werden die emanzipatorischen Prozesse der jungen Frauen herausgearbeitet und mit der Theorie von Gerhard Schwarz (vgl. Kapitel 3.3) in Verbindung gebracht und diskutiert. Da das Material der vier Interviews sehr umfassend ist, fokussiert sich die Darstellung auf die Kernkategorien und die jeweiligen fallspezifischen zentralen emanzipatorischen Prozesse. Am Ende des jeweiligen Kapitels werden die Emanzipationsprozesse kurz zusammengefasst und diskutiert.

### 5.1 Interview 1

Das Interview fand im Mädchentreff statt. A. wirkte ruhig, besonnen und etwas schüchtern. Sie hatte einen ruhigen und reflektierten Erzählstil. Es war jedoch auffallend, dass sie die Sprache oft „verloren“ hat. Sätze wurden oftmals nicht zu Ende formuliert und angesprochene Themen nicht zu Ende erzählt. An der Sprache war erkennbar, dass einerseits eine Reflexion über das Erlebte vorhanden ist, diese andererseits jedoch noch bruchstückhaft ist. Bei abgebrochenen Sätzen kann vermutet werden, dass die Erkenntnis wieder in die Latenz verschwindet. Bei der Frage am Ende, ob es noch etwas Wichtiges zu ergänzen gäbe, kam eine Erinnerung an eine schwierige familiäre Krisensituation hoch, die während des Interviews zunächst nicht im Bewusstsein der Erzählenden war. Das Interview dauerte eine Stunde.

### 5.1.1 Kurzporträt

A. ist 22-jährig, studiert Soziale Arbeit und ist mit ihrem vier Jahre jüngeren Bruder auf einem Bauernhof in der Schweiz aufgewachsen (A. ist Schweizerin). Ihr Vater ist gelernter Landwirt und führt den Hof. Ihre Mutter absolviert zurzeit eine kaufmännische Ausbildung und hilft nebenbei auf dem Hof mit. A. ist von zu Hause ausgezogen und wohnt in einer WG. Finanziell wird sie durch ihre Eltern unterstützt.

### 5.1.2 Intersektionale Kategorien

Auf der *Identitätsebene* beschreibt sich A. als eine ruhige, geduldige und hilfsbereite Person, welche durch ihren lockigen „Wuschelkopf“ auffällt. Sie sieht sich als jemanden, die zwar aufgeschlossen und „so für jeden Seich zu haben“ (Transkript Interview 1, Z. 598) ist, von anderen jedoch oft als zurückgezogen eingeschätzt wird. Sie sei eigentlich gerne im Geschehen drin und andererseits sei sie manchmal eine distanzierte und zurückgezogene Person.

Diese Eigenschaften ihrer Identität bringt sie mit der Strukturkategorie **Körper** in Verbindung, indem sie erklärt, dass andere sie wegen ihrer häufigen Kopfschmerzen als zurückgezogen wahrnehmen. Die körperliche Einschränkung spielt im Leben von A. eine grosse Rolle. Das Interview beginnt auch gleich mit dieser Thematik:

*Ähm (..) ich denke sicher ähm ein ausschlaggebender Punkt war auch meine Migräne gewesen, die bekam ich schon als Kind seit ich 7 Jahre alt bin habe ich diese und die wurde dann auch schlimmer so ab 12 Jahren also genau so Ende 6. Klasse Anfangs Sek-Übertritt und in der Sek bin ich dann wirklich einen Monat mit Migräne im Bett gelegen seit dann habe ich Locken, vorher hatte ich ganz glatte Haare, man vermutet es hängt mit der Pubertät und dem Kopfweh zusammen. (Transkript Interview 1, Z. 16-21)*

Die körperliche Einschränkung ist für sie sehr prägend und zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Leben. Sie leidet seit ihrer Kindheit an Migräne und musste sich einer Operation unterziehen, um wieder aktiver am sozialen Leben teilhaben zu können. Sie schildert, dass sie aufgrund ihrer Kopfschmerzen auch in ihrer Jugend eingeschränkt war:

*Man wusste nicht mehr genau woran es genau liegt, es gab vielleicht Teile bei denen man es gewusst hat so ein wenig vererbungsmässig und so aber nicht alles (..) und das hat sehr lange gebraucht bis sich das dann auch gelöst hat in so Therapien ausprobiert bis ich dann am Schluss habe ich noch operiert vor (..) 2 Jahren genau das hat sehr geholfen sonst wäre das Studium so nicht möglich gewesen wie ich es jetzt mache und ich glaube das war auch ein recht ausschlaggebender Punkt für mich einfach so ähm diese Einschränkungen*

*die es mit sich bringt auch diejenigen die es jetzt noch mit sich bringt, aber nicht mehr so stark so in Jugendzeiten eben mal, was die anderen gemacht haben eine Freinacht oder so, das ist bei mir nicht gegangen, ich habe für alles einen Preis gezahlt, was ich gemacht habe für mein Kopf. (Transkript Interview 1, Z. 21-32)*

Zu Beginn erscheint die Migräne als eine rein medizinisch-körperliche Angelegenheit. Im Verlauf des Interviews kommt jedoch vermehrt die psycho-soziale Dimension zum Vorschein. Hermeneutisch könnte man sagen, dass auf ihrem Kopf ein derartiger Druck lastet, dass er ständig schmerzt und sich das Haar aufgrund der Belastung sogar lockt (Transkript Interview 1, Z. 20). Die Erzählung am Ende des Interviews, die unerwartet noch zum Vorschein kommt, macht die Belastung innerhalb der Familie unmissverständlich deutlich. Der Vater musste an Weihnachten aufgrund eines Zusammenbruchs und Suizidandrohung in die Klinik eingeliefert werden. Sie ist selber erstaunt, dass sie diese Geschichte nicht immer im Bewusstsein hat:

*Ja genau, ja da denke ich manchmal noch gar nicht so dran, das ist noch jeweils frisch dann manchmal. (Transkript Interview 1, Z. 734-735)*

In Anschluss an die Erzählung von Weihnachten beginnt sie von den vielen weiteren Momenten zu berichten, in welchen sie mit ihrem betrunkenen Vater alleine war und er ihr drohte, sie zu schlagen, sie anschrie und erniedrigte. Diese durch die Suchtkrankheit verursachte Wesensveränderung des Vaters ist für A. schwierig zu verarbeiten. Sie sagt, dass etwas in der Vertrauensbeziehung zu ihrem Vater gebrochen sei und sich das nur langsam wieder erhole:

*Aber auch so wie gehe ich jetzt mit meinem Vater um, wie das Vertrauen ist, ist weg, es ist kaputt, es ist wie kaputt etwas in der Beziehung. (Transkript Interview 1, Z. 638-639)*

Dennoch ist sie ihrem Vater gegenüber loyal und versucht ihn vor ihrem Grossvater zu schützen, was für sie bedeutet, nicht zu stark gegen die Frauenfeindlichkeit des Grossvaters väterlicherseits aufzubegehren:

*Ja es war wie schwierig gewesen etwas zu sagen, weil man geht dann auf meinen Vater in dem Sinn los, weil wenn die Tochter Ärger macht, sucht man sich das schwächste Glied in der Familie und das ist der eigene Sohn. Das war dann auch schwierig, weil ich wie nicht wollte, dass mein Vater auch wenn er immer hinter uns gestanden ist, sich immer wie sich verteidigen muss (räuspern) und dort dann auch eine Lösung zu finden wie kann ich das aussprechen, was mir wichtig ist oder versuchen zu klären aber ähm gleichzeitig in dem Sinn nicht meinem Vater so zu schaden, das war noch relativ schwierig ähm. (Transkript Interview 1, Z. 140-147)*

Das Geschlecht spielt in ihren Erzählungen eine ausgeprägte Rolle, da sie durch den Grossvater väterlicherseits eine starke Abwertung des Weiblichen erleben muss. Sie beschreibt die Grosseltern und insbesondere den Grossvater väterlicherseits als traditionell; ihre Grosseltern mütterlicherseits hingegen als liberal:

*Die Grosseltern von meiner Mutter also ihre Eltern waren sehr fortschrittlich für ihr Alter, haben sehr modern gelebt, auch schon zu ihrer Zeit und die Grosseltern von meiner Vater Seite, die sind äh wirklich das konservative traditionelle Bild, die Frau gehört hinter den Herd der Mann ist das Familienoberhaupt etc. und äh mein Grossvater hatte immer Probleme also in dem Sinn mit mir, weil mein jüngerer Bruder ist der Stammhalter klar gesehen und ähm ihm hat das wie nicht gepasst, dass ich (..) wie meine Mutter oder meine Grossmutter, dass ich eine Frau bin, die selber auf den eigenen Beinen stehen möchte, dass auch so vorgelebt bekommen habe von meiner Mutter und meiner Grossmutter von dieser Seite und wir dort daran auch immer aneinander. (Transkript Interview 1, Z. 41-49)*

Der grosse Referenzrahmen ihrer Erzählungen bilden die beiden unterschiedlichen verwandtschaftlichen Systeme: die liberalen Grosseltern mütterlicher- und die konservativen Grosseltern väterlicherseits. Diese Matrix steuert ihre Erzählung und es wird ersichtlich, dass sie im Spannungsverhältnis zwischen der liberalen und konservativen Familienseite steht. Sie erzählt, wie sie unter dem Konflikt mit dem Grossvater gelitten hat. Sie bekam dauernd zu spüren, dass es nicht in Ordnung ist, ein Mädchen zu sein. Sie betont, dass ihre Eltern nicht so denken, aber es wird auch nicht ersichtlich, dass sich die Eltern für sie eingesetzt haben. Sie schien diesem Konflikt alleine ausgesetzt zu sein und erst in der Pubertät durch ausserfamiliäre Referenzen eine Neubewertung des Weiblichen erfahren zu haben:

*Ich habe dann zwischenzeitlich mal probiert gehabt auch als Strategie also ich glaube ich wäre nie die femininste Frau geworden, das schon nicht, aber mich auch wie ein Junge zu verhalten (..) um wie so also wie auch dem näher zu kommen, was dann nicht funktioniert hat und ich während ja wie auch in der Pubertät durch Kollegen gemerkt habe, es ist okay eine Frau zu sein, es ist schön eine Frau zu sein. (Transkript Interview 1, Z. 131-136)*

Um die Anerkennung der Familie zu erhalten, versucht sie, sich den vorherrschenden Geschlechternormen anzupassen. Es gelingt ihr jedoch nicht, da sie gerne Fussball spielt, kurze Hosen und Haare trägt und lieber mit Autos anstelle von Puppen spielt. Mit 15-jährig wird für sie die sexuelle Orientierung<sup>17</sup> zu einem grossen Thema. Sie merkt, dass sie sich zu Frauen hingezogen fühlt. Es folgt

---

<sup>17</sup> Die sexuelle Orientierung gehört bei Degele und Winker (2010) zur Kategorie Geschlecht (vgl. Kapitel 3.1)

eine lange Auseinandersetzung mit sich und den Fragen, welches Frauenbild sie verkörpern möchte und wie sie mit ihrer Homosexualität umgehen soll. Interessant ist, dass die sexuelle Orientierung eine grosse Rolle in ihren Erzählungen spielt, das Wort „lesbisch“ jedoch nie fällt. Sie kann es an keiner Stelle aussprechen, dass sie lesbisch ist:

*Ja sicher auch noch ein Punkt war meine sexuelle Orientierung, dort hatte ich auch sehr lange Auseinandersetzungen, das mit 15 Jahren so eigentlich richtig realisiert als ich in die FMS gekommen bin und dort auch eine Kollegin hatte, die ein sehr konservatives Bild davon hatte ähm (..) ja es ist falsch, es ist nicht okay, obwohl ich das Bild von meinen Eltern beispielsweise nie vermittelt bekommen habe. Ich wusste immer, bei meinen Eltern wird das auch kein Problem sein, sie werden kein Problem damit haben, weil sie selber auch Kollegen in dem Kreis drin haben ähm aber trotzdem wird immer auch der Vorwurf es ist falsch es ist nicht okay, ich habe lange mit mir selber auch ein innerer Konflikt gehabt, ist es wirklich okay, ist es nicht okay, wie gehe ich selber damit um, bevor ich das nach aussen sage und obwohl ich gewusst habe, dass meine Eltern nichts dagegen haben, das laut auszusprechen war sehr schwierig (Transkript Interview 1, Z. 87-98)*

Obwohl sie beschreibt, dass ihre Eltern keine Schwierigkeiten mit ihrem Coming-out haben würden, stellt es für sie einen grossen inneren Konflikt dar. An den Erzählungen wird sichtbar, dass es eben doch nicht unproblematisch ist und für sie ein Spannungsverhältnis darstellt.

Bei den Erzählungen legt sie im zweiten Teil des Interviews den Fokus auf ihre Homosexualität, welche von den Eltern akzeptiert wird. Die dennoch vorherrschende Frauenfeindlichkeit in der Familie rückt damit in den Hintergrund. A. reflektiert und hinterfragt zwar die von ihrem Grossvater väterlicherseits gesetzten Geschlechternormen und versucht sich dagegen zur Wehr zu setzen. Dies ist jedoch mit starken Spannungen und Loyalitätskonflikten verbunden. Aufgrund ihrer eigenen körperlichen Einschränkungen sowie der Alkoholkrankheit ihres Vaters ist sie stark an ihre Familie gebunden und konnte beispielsweise aufgrund der langen Bettlägerigkeit wenig Aussenkontakte knüpfen. Das Studium und der Wegzug von zu Hause ermöglichen ihr jedoch neue Kontaktmöglichkeiten.

Auf der *Repräsentationsebene* sind bei A. religiöse Werte erkennbar. Sie findet im Glauben Halt und gleichzeitig ist ihr bewusst, dass es in der Bibel verurteilende Stellen in Bezug auf die Homosexualität gibt. Sie setzt diese Textstellen jedoch in einen historischen Kontext und kommt zum Schluss, dass sich Glaube und Homosexualität vereinbaren lassen.

### 5.1.3 Emanzipatorische Prozesse

Wie im vorangehenden Kapitel aufgezeigt, stellen die unterschiedlichen verwandtschaftlichen Systeme den grossen Referenzrahmen ihrer Erzählungen dar. Ihre emanzipatorischen Spannungsverhältnisse sind somit eng mit der Familiendynamik verbunden: Sie befindet sich in einem Spannungsverhältnis zwischen der liberalen und konservativen Familienseite:

*Aber eben ich glaube durch die Auseinandersetzung mit mir selber, wie sehe ich mich als Frau, wie will ich als Frau sein mit diesen beiden Kontrasten (..) sich dann auch zu verteidigen gegen das und auch dementsprechende Rückschläge zu bekommen, ich denke das hat sicher auch dazu beigetragen, dass ich jetzt so bin wie ich bin. (Transkript Interview 1, Z. 67-71)*

Diese von ihr als Kontrast wahrgenommenen Wertesysteme lösen in ihr eine grosse Spannung aus. Sie erfährt bereits als Kind eine Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts. In Anlehnung an Schwarz (2007) kann formuliert werden, dass sie in der Dependenz stark auf die Anerkennung der Familie angewiesen ist. Diese Anerkennung versucht sie zu erlangen, indem sie bemüht ist, sich wie ein richtiges Mädchen zu verhalten. In der Adoleszenz gelingt ihr der Übergang in die Konterdependenz. Sie stellt die von der Autorität Grossvater gesetzten Standards in Bezug auf das Geschlecht und seine Vorstellung von Geschlechterrollen in Frage. Sie verneint seine Standards zunächst sprachlich, indem sie mit ihm in eine Auseinandersetzung geht und ihre Meinung kundtut. Dies hat zur Folge, dass der Grossvater eine Weile nicht mehr mit ihr spricht. Hier wird der von Schwarz beschriebene Sozialbezug sichtbar. Damit sich ein Individuum emanzipieren kann, muss sich die Gruppe mitemanzipieren, sonst besteht die Gefahr des Kontaktabbruchs. Der Grossvater ist nicht bereit, seine Ansichten zu ändern und auf A. einzugehen, bzw. ihr eine eigenständige Meinungsbildung zu ermöglichen.

A. befindet sich in einer Pendelbewegung zwischen der Dependenz und der Konterdependenz. Sie beginnt sich zu emanzipieren und tritt in die Konterdependenz ein, indem sie die diskriminierende Haltung des Grossvaters gegenüber Frauen verneint und sich zur Wehr setzt. Zeitgleich hinterfragt sie ihr Aufbegehren, weil sie sich Sorgen um ihren Vater macht und ihn vor ihrem Grossvater schützen möchte. Sie befürchtet, dass ihr Vater von ihrem Grossvater unter Druck gerät, wenn sie die Autorität Grossvater in Frage stellt. A. ist ihrer Kernfamilie gegenüber sehr loyal. Im Verlauf des Interviews wird ersichtlich, dass sie ihre Familie insbesondere wegen der Alkoholkrankheit des Vaters zu schützen versucht. Sie befürchtet, dass ihr Zuhause auseinanderbricht und sie alleine dastehen wird. Die enge, dependente Verbundenheit mit ihrer Familie könnte auch damit zusammenhängen, dass sie aufgrund ihrer Kopfschmerzen stark auf ihre Familie angewiesen war. Die Möglichkeit zum Knüpfen von Aussenkontakten war durch die physischen Schmerzen eingeschränkt. Um eine Autorität relativieren zu können, sind nach Schwarz (2007) Aussenkontakte notwendig. A. berichtet von einer guten

Kollegin, welche sich kritisch gegenüber Homosexualität äussert, und somit nicht wirklich auf ihrer Seite steht. Auch das Cevi<sup>18</sup> kann als Aussenkontakt gesehen werden. Sie findet hier Rückhalt und dennoch ist sie unsicher, wie ein christlicher Verein auf ihre Homosexualität reagieren wird. Sie berichtet, dass ihre Eltern keine Schwierigkeiten mit ihrer Homosexualität haben. Dennoch stellt das Coming-out für sie ein grosses Spannungsverhältnis mit vielen Unsicherheiten dar. Die von Schwarz beschriebene Krise der Einsamkeit der Konterdependenz ist bei A. gut erkennbar. Sie fühlt sich zwischen den Welten und sucht nach neuen Sozialbezügen, in welchen sie als Person vollumfänglich angenommen wird.

Ein wichtiger Ausgangspunkt für Emanzipation ist der Kontrast mit Anderem, das heisst, dass neue und andere Erfahrungen gemacht werden können. Das Studium der Sozialen Arbeit stellt für sie eine wichtige Chance dar, neue Erfahrungen und Lernprozesse machen zu können. Mit dem Beginn des Studiums gelingt es A., von zu Hause in eine WG zu ziehen und im Studium neue Kontakte zu knüpfen. Anhand von Schwarz (2007) wurde ersichtlich, dass Menschen alles, was sie erleben, im Kontext mit anderen Menschen erleben. Menschliches Erleben ist immer sozial eingebunden. Das Lernen und damit auch das Emanzipieren geschehen in solchen Gruppenzusammenhängen. Es bleibt zu hoffen, dass A. in ihrer Adoleszenz, z.B. mit Hilfe der neuen Beziehungen zu ihren Mitstudierenden, eine Gegenerfahrung machen darf. Wenn ihre Entwertung als Frau und insbesondere die Entwertung als lesbische Frau wegfallen würde, wäre sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung weniger eingeschränkt. Dies könnte ihr ein erhöhtes Gefühl von Selbstbestimmung und sozialer Anerkennung verschaffen.

**Zusammenfassend** kann festgehalten werden, dass im Material starke Emanzipationsbemühungen ersichtlich sind, welche zeitweise jedoch auch wieder blockiert werden. A. reflektiert ihre Emanzipationsbestrebungen einerseits auf berührende Art und Weise. Sie kann über Gefühle und Ängste reden und hat sich differenzierte Meinungen in Bezug auf Geschlechterrollen und Homosexualität gebildet. Andererseits sind auch Prozesse der Unbewusstmachung erkennbar, indem sie beispielsweise ihre Familie in Bezug auf den Umgang mit ihrer Homosexualität durchwegs positiv darstellt. Die immer noch vorhandene Frauenfeindlichkeit innerhalb der Familie wird dadurch in den Hintergrund gedrängt. Sie geht jedoch mutig ihren Weg und ist offen für neue Erfahrungen, insbesondere mit ihrer Entscheidung, in einer anderen Stadt ein Studium zu beginnen:

*Und ich meistens gelernt habe, dass das der Schritt ist von dem ich am meisten Angst davor habe, genau der richtige Schritt eigentlich ist zu machen. (Transkript Interview 1, Z. 82-84)*

---

<sup>18</sup> Cevi ist der Christliche Verein Junger Menschen, in welchem sie Mitglied ist.

## 5.2 Interview 2

Das Interview wurde in einem für B. vertrauten Umfeld, im Mädchentreff, den sie seit neun Jahren besucht, durchgeführt. B. ist eine energiegeladene junge Frau, die stark und selbstbewusst auftritt. Vor dem Interview erwähnt sie kurz, dass sie etwas nervös sei, weil sie nicht wisse, was auf sie zukomme. Dennoch betont sie, gerne mitmachen zu wollen. Besonders auffallend war ihre energie- und schwungvolle Erzählung. Es kamen sehr lange Erzählpassagen zustande, in welchen sichtbar wurde, dass sie sich viel erkämpft hat und in ihrem Erlebten viel Herzblut steckt. Das Interview konnte ohne Unterbrüche oder Störungen durchgeführt werden und dauerte 1,5 Stunden.

### 5.2.1 Kurzporträt

B. ist eine 19-jährige, aus Syrien stammende Kurdin. Ihr Vater ist zunächst ohne die Familie in die Schweiz eingewandert. B. kam mit vier Jahren in die Schweiz. Sie hat eine C-Bewilligung. Den Schweizerpass hat sie nicht erhalten, da sie den Einbürgerungstest nicht bestanden hat. Sie wohnt mit ihrer fünf Jahre jüngeren Schwester bei ihren Eltern und absolviert zurzeit eine kaufmännische Ausbildung. Ihr Vater arbeitet als Koch und ist für das Familieneinkommen verantwortlich. Die Mutter ist Hausfrau und kümmert sich um die Kinder.

### 5.2.2 Intersektionale Kategorien

Auf der *Identitätsebene* beschreibt sich B. als eine starke, selbstbewusste, energiegeladene junge Frau, die macht, was sie will und in ihren jungen Jahren bereits viel durchmachen musste. Sie betont, dass sie sehr unglücklich war, weil ihre Eltern „*nicht fair*“ (Transkript Interview 2, Z. 25) zu ihr waren. Die Situation zu Hause war „*halt nicht so gewesen (..) wie es hätte sein sollen*“ (Transkript Interview 2, Z. 88). Interessant ist hier die Beobachtung, dass zunächst alles in einer Verneinung wie *nicht fair*, erzählt wird. Was ihrer Meinung nach „*fair*“ wäre oder was ihre Vorstellung davon ist, wie es in einer Familie sein sollte, verbalisiert sie nicht. Es wird jedoch ersichtlich, dass zwischen ihrem Verständnis von Fairness und dem ihrer Eltern eine Diskrepanz besteht, unter der sie leidet. Zunächst erscheint die Familie als „*Leerstelle*“. Man weiss nicht genau, was im Elternhaus geschah, das so schwierig für sie zu ertragen war. Die Pausen vor den Aussagen wie „*(..) das war nicht schön*“ (Transkript Interview 2, Z. 55) lassen vermuten, wie schwierig es ist, über das tatsächlich zu Hause Erlebte zu sprechen, obwohl sie gleich zu Beginn des Interviews in diese Thematik einsteigt und auf den ersten Blick auch nicht eingeschüchtert wirkt. Erst im Verlauf des Interviews kommt die Tragweite des „*nicht fair Seins*“ zum Vorschein, indem sie beispielsweise erzählt:

*Dann bin ich nach Hause gegangen und ich schwöre ich habe gemeint, ich werde geschlagen, ich werde eingesperrt und nicht also (..).* (Transkript Interview 2, Z. 643-644)

*Dann dachte ich mein Leben ist durch, ich habe gemeint ich werde getötet. (Transkript Interview 2, Z. 647)*

Die **Familie** nimmt in ihren Erzählungen einen grossen Stellenwert ein. Sie nennt die Familie, bzw. die strenge Erziehung ihrer Eltern, als Grund für ihr Unglücklichsein. Sie berichtet, dass ihre Eltern ihr Kleidervorschriften machen, ihr verbieten mit männlichen Kollegen wegzugehen, geschweige denn einen Freund oder Sex vor der Ehe zu haben. Diese Einengung verursacht bei ihr einen hohen Leidensdruck:

*Und es ist so zum Beispiel das Thema Sex war in meiner Familie Tabu. Also du darfst eigentlich erst, wenn du verheiratet bist, darfst du Sex haben blöde gesagt oder einfach mit Jungs rausgehen, das wollten sie auch nicht. Mich freizügig anziehen, also freizügig, ich sage nicht einfach dass man mit einem Top also mit einem BH rausgehen sollte, aber ich meine wenn man ein wenig bauchfrei ist oder Shorts an hat (..) ich kann das ja mal machen. (Transkript Interview 2, Z. 420-425)*

*Dann habe ich gefunden (..) nein also nein also ich will so nicht weiterleben, also weiterleben ich wollte nicht Selbstmord oder so machen, aber ich fand so wie ich jetzt bin möchte ich nicht weiterleben. (Transkript Interview 2, Z. 36-38)*

Ihrer Ansicht nach haben ihre Eltern „ein altes Denken“ (Transkript Interview 2, Z. 45) von welchem sie sich stark distanziert. Im Verlauf des Interviews betont sie immer wieder, dass sie es anders machen möchte:

*Dass sie einfach noch ein altes Denken hatten, obwohl sie sie sind ausgewandert und ich finde, wenn man irgendwo auswandert, dann man muss sich einfach anpassen, es tut mir leid, das Land passt sich nicht dir an, du musst dich einfach ans Land anpassen, ob es dir passt oder nicht dann hättest du gar nicht auswandern sollen. (Transkript Interview 2, Z. 43-48)*

*Also ich habe es anders gemacht, weil ich es nicht so wollte wie es meine Eltern gemacht haben, weil ich habe gesehen zu was das geführt hat und deswegen mache ich eigentlich alles anders als meine Eltern, also nicht alles alles, aber so das Grundsätzliche vom Leben mache ich anders als meine Eltern“ (Transkript Interview 2, Z. 568-571)*

Das alte Denken ihrer Eltern erklärt sie sich in erster Linie durch die kulturelle Herkunft. Die Herkunft kann nach Degele und Winker (2010) der Strukturkategorie **Rasse** zugeordnet werden. B. distanziert sich während des Interviews stark von ihrer Herkunft. Sie bezeichnet sich zwar als Kurdin, betont jedoch, dass das Kurdischsein für sie nicht viel bedeutet:

*Ich kann kurdisch und arabisch, aber es ist so das Einzige, es ist eben die Kultur und so, die strenge Kultur und so, was mich so aggressiv macht, ich will die auch nicht haben, deswegen es bedeutet mir nicht so viel, dass ich Kurdin bin. Schon, aber auch nicht es ist für mich alles, es ist für mich nicht, also es ist nicht alles für mich. (Transkript Interview 2, Z. 837-842)*

Sie betont vielmehr, dass sie hier in der Schweiz gut integriert sei und sogar im Jugendparlament mitgemacht habe. Während des Interviews gibt es eine Passage, in welcher sie sehr ausführlich erzählt, warum sie beim Einbürgerungstest leider durchgefallen sei: Sie konnte die Frage, wie man Öl zu entsorgen hat, nicht beantworten. Interessant ist hier die Idee der Schweizerbehörde, dass man Integration am Entsorgen von Öl messen könnte. Sie ist enttäuscht und findet es schade, dass sie noch keine Schweizerin ist:

*Jetzt hat sie mir gesagt jetzt sind tausende Fische wegen mir gestorben und so und ich so (...) sorry ich weiss wirklich nicht, ich meine wenn ich frittiere dann wir haben darum so eine Dose, dann tue ich es einfach wieder rein und wenn entsorgen dann macht es meine Mutter (...) von wo sollte ich wissen wie mal Öl entsorgt. (Transkript Interview 2, Z. 730-734)*

Von der Kategorie Rasse (Kurdin) distanziert sie sich in erster Linie, da sie diese für die Unterdrückung ihrer Freiheit, insbesondere ihrer Unterdrückung als Frau, verantwortlich macht. Sie weigert sich, einen Kurden zu heiraten und bezeichnet Männer generell als ein „*separates Thema*“ (Transkript Interview 2, Z. 1008). Männer setzt sie mit Unterdrückung und Abhängigkeit gleich. Die Vorstellung von einer egalitären Beziehung kommt nicht zur Sprache. Vermutlich hat sie dies nie vorgelebt bekommen und es liegt somit ausserhalb ihrer Vorstellungskraft:

*Wenn ich so einen strengen Kurden heiraten würde, es würde, zuhause würde es so laufen wie es vorher war und da mache ich mich nicht kaputt wegen einem Typ, niemals, niemals (betont) würde ich das, was ich mir erarbeitet habe wegen einem Typ kaputt machen. (Transkript Interview 2, Z. 444-447)*

*Verkaufe dich wirklich nicht als blöde, wenn du nachher abhängig von deinem Mann werden willst, dann werde es, aber wie uncool bist du dann nachher, du bist dann einfach uncool, genau so Sachen sind dann wirklich, geht nicht klar. (Transkript Interview 2, Z. 712-715)*

Sich nicht von einem Mann abhängig zu machen, ist für B. zentral. Dies wird auch daran ersichtlich, mit wie viel Herzblut sie versucht, ihre Cousine vom Heiraten in jungen Jahren abzuhalten:

*Ich habe ihr gesagt du bist behindert, wenn du jetzt heiratest. Du bist dann gebunden und wenn du dich dann scheiden lässt, dein Ruf ist nachher am Boden zerstört vor allem in unserer Familie. (Transkript Interview 2, Z. 514-516)*

In den letzten Textpassagen wird die Bedeutung der Strukturkategorie **Geschlecht** sichtbar, welche sie mit der Kategorie Rasse in Zusammenhang bringt. Sie sieht die Kultur für die Diskriminierung der Frau verantwortlich. Sie diskutiert mit ihrem Vater und macht deutlich, dass sie sich von einer traditionellen Geschlechterrolle distanziert:

*In meiner Kultur ist das auch so, ist der Mann wichtiger als eine Frau, aber ich fand die sind wirklich gleich wichtig, wenn nicht wichtiger. (Transkript Interview 2, Z. 800-801)*

*Ich habe auch gerade von kurzem, ich habe mich darüber lustig gemacht, hättet ihr von mir erwartet, dass ich zuhause am Brot machen bin oder was. Dann hat er gesagt, ja wäre das dann so schlimm, nachher ich so ich schwöre das wäre mega schlimm. Weil ich möchte nicht später dann abhängig von meinem Mann sein, was jetzt meine Mutter ist, sie ist abhängig von meinem Vater, aber sie wollte das auch so, kein Problem, aber ich möchte das nicht, wenn ich mich dann von meinem Freund trennen, trenne ich mich von meinem Freund, dann will ich auch nicht, dass ich immer etwas zahlen muss, ich kann alleine leben. Obwohl ich eine Frau bin, Moslem bin und Kurdin bin, die nicht mal ein richtiges Land hat, kann ich das ja trotzdem (...). (Transkript Interview 2, Z. 692-701)*

Das Geschlecht bringt sie beim Erzählen jedoch nicht nur mit der Rasse, sondern auch mit der **Religion** in Verbindung. Sie bezeichnet sich als Muslimin, die ein wenig gläubig ist. Sie distanziert sich jedoch zeitgleich von der Religion indem sie erzählt, dass sie ihre Religion beleidige und gegen fast jede Regel verstosse. Sie betont immer wieder, dass sie mache, was sie wolle. Den Regelverstoss begeht sie dadurch, dass sie einen Freund hat, der kein Kurde ist und sie sich nicht an das Keuschheitsgebot hält.

Das Geschlecht und damit einhergehend die **Sexualität** stellen bei ihren Erzählungen wichtige Schwerpunkte dar. Degele und Winker (2010) sprechen in diesem Zusammenhang nicht von der Kategorie Sexualität, sondern von der **sexuellen Orientierung**, die nicht losgelöst vom Geschlecht gedacht werden kann. Hier kommt die sexuelle Orientierung nicht explizit zur Sprache, wie dies beispielsweise bei A. der Fall war. Es wird jedoch die selbstverständlich angenommene Heteronormativität sichtbar. Es passt B. nicht, dass ihre (Hetero-)Sexualität mittels religiöser Dogmen kontrolliert wird und sie hinterfragt die Geschlechterhierarchie sowie das traditionelle Rollenmodell:

*Ich fand dann, also später fanden sie, ich meine wenn ich jetzt mit 17, 18 Jahren Sex haben will, dann habe ich das und soll ich warten bis ich verheiratet bin, vielleicht heirate ich ja gar nicht. (Transkript Interview 2, Z. 427-430)*

*Im Koran steht sieben Mal kommt die Frau, dann kommt der Mann einmal, also in der Reihenfolge kommt die Frau und dann kommt der Mann, also warum sind dann Muslime so drauf, wenn das sogar im Koran steht. Sieben Mal kommt sie vor nicht einmal, nicht zweimal, sieben Tage in der Woche sind und der achte Tag bist du so für nichts also wenn das sogar dort drin steht, warum lässt du dich dann so heruntermachen von deinem Typ, von deinem Mann, arbeite doch auch, wenn du Kinder hast. (Transkript Interview 2, Z. 820-826)*

Bei B. ist auf der *Repräsentationsebene* eine starke Leistungsorientierung (Meritokratie, vgl. Kapitel 3.1) sowie eine neoliberale Ideologie vorzufinden. Aussagen wie „*jeder kann etwas aus sich machen*“ (Transkript Interview 2, Z. 1009-1010) oder „*egal von wo man kommt, man kann alles erreichen*“ (Transkript Interview 2, Z. 898-899) kommen in ihren Erzählungen immer wieder zum Vorschein. Bei ihrer Arbeit im Verkauf erbringt sie, dieser Ideologie entsprechend, auch eine enorme Leistung, die sich in guten Umsatzzahlen niederschlägt:

*Ich so habt ihr meine Zahlen gesehen wie gut, dass ich bin, ich bin (..) ich bin wirklich ein King in meinem Geschäft gewesen (euphorisch) wenn ich es so sagen kann. (Transkript Interview 2, Z. 272-274)*

Auch auf der Identitätsebene bezieht sie Selbstbewusstsein und Stärke auf erbrachte Emanzipationsleistungen, indem sie sagt, sie habe bereits viel durchgemacht und erreicht. Emanzipation beinhaltet immer eine Anstrengung und Arbeit im Sinne einer wertzuschätzenden Eigenleistung. Hinter solchen Aussagen lässt sich jedoch auch eine neoliberale Ideologie erkennen. In Anlehnung an Degele und Winker (2010) wird hier am empirischen Material sichtbar, wie Identitätskonstruktionen eng mit gesellschaftlichen Repräsentationen, also gesellschaftlichen Werten und Normen, verwoben sind (S. 84). Des Weiteren erwähnt sie immer wieder, dass man sich an das Land anpassen muss, in dem man lebt. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung, dass es eine Leitkultur gibt, die richtungsweisend ist und an die sich Ausländer\*innen anzupassen haben. Interessant ist, dass sie das Argument Anpassungsnotwendigkeit benutzt, um ihr Streben nach mehr Freiheit zu legitimieren. Sie zeigt ihren Eltern auf, dass man Frauen hier in der Schweiz anders behandelt, und fordert von ihnen, dass sie ihre Erziehung anpassen und ihr mehr Freiräume gewähren.

### 5.2.3 Emanzipatorische Prozesse

Im vorangehenden Kapitel wurde ersichtlich, dass sich B. als eine selbstbewusste, starke und emanzipierte junge Frau sieht. Während des Interviews erzählt sie oft sehr kraft- und schwungvoll. Man merkt, dass sie sich Vieles hart erarbeiten und erkämpfen musste. Im Vordergrund der Erzählung steht ihre emanzipatorische Leistung. Darauf ist sie stolz und verteidigt sie mit aller Kraft gegen aussen. Bei genauerer Betrachtung des Materials wird jedoch ersichtlich, dass ihre emanzipatorischen Bemühungen für sie mit einem erheblichen emotionalen Aufwand und der Erfahrung von Verlorensein verbunden sind. Diese Erfahrung des Verlorenseins ist ihr nicht immer bewusst zugänglich. Sie befindet sich zwischen zwei Welten. Die emanzipatorischen Spannungsverhältnisse ergeben sich aus diesem Dazwischensein. Die innere emotionale Belastung dringt sprachlich an gewissen Stellen an die Oberfläche:

*Dann gibt es so Traditionen, die herzig sind. (Transkript Interview 2, Z. 854-855)*

*Ich bin Moslem, weil ich so Sachen mitmache. Und auch noch schön finde, ich meine, dann bin ich nicht ganz verloren, aber auch nicht zugebunden, auch nicht Kopftuch und keine Schminke und kein Nagellack und Sex erst wenn du heiratest und so, so ein wenig etwas dazwischen. (Transkript Interview 2, Z. 871-874)*

Auch folgendes Zitat macht deutlich, was sonst während des gesamten Interviews kaum symbolisiert wird. Nämlich wie anspruchsvoll es ist, sich von so Vielem zu trennen. Sie möchte zwar nicht in die traditionelle Enge zurück und dennoch sucht sie bei ihrem Freund, der nicht gleich, aber doch irgendwie ähnlich ist, nach Vertrautheit, um sich nicht völlig verloren zu fühlen. Hier wird die Erfahrung des Verlorenseins kurz sichtbar.

*Ich meine ja ich sage ihnen ich heirate keinen Kurden, mein Freund ist jetzt Libanese, also er ist Araber, ich bin Kurdin, ist schon ähnlich, ich sage ja nichts, aber irgendwo durch Ähnlichkeit ist schon schön, dann muss man sich nicht ganz von dem trennen, was man hat, aber so das Gleiche heiraten, das finde ich so also würdest du, als würde ich wieder in so eine Grube fallen. (Transkript Interview 2, Z. 440-444)*

Anhand von Schwarz (2007) konnte in Kapitel 3.3 aufgezeigt werden, dass Emanzipation nur über die Krise der Einsamkeit geht und beim Übergang von der Dependenz in die Konterdependenz auftritt. B. befindet sich in der Konterdependenz. Sie berichtet immer wieder, wie sie sich gegen die von ihrer Familie gesetzten Standards zur Wehr setzt und verlässt dadurch die Dependenz. Ihre Emanzipation beginnt mit der Erkenntnis, dass es so, wie es bei ihr zu Hause ist, nicht sein sollte und es auch anders möglich wäre. Sie beginnt die Welt ihrer Eltern und die Welt, in der sie aufgewachsen ist zu hinterfragen. Nach Schwarz (2007) ist das Neinsagen ein wichtiger emanzipatorischer Moment,

welcher mit der Negation eines von der Autorität gesetzten Standards einhergeht. Für B. stellt ihre Familie, insbesondere ihr Vater, diese Autorität dar. Sie hinterfragt die von ihrem Elternhaus gesetzten Standards und grenzt sich zunächst verbal davon ab, indem sie die kulturellen und religiösen Regeln als altmodisch und traditionell bezeichnet. Sie betont, dass sie nicht nach diesen engen Richtlinien leben möchte. Sie versucht mit ihren Eltern, insbesondere mit ihrem Vater, ins Gespräch zu kommen, um mehr Freiräume für sich auszuhandeln. Dies scheint zunächst nicht zu gelingen, was bei ihr einen enormen Leidensdruck auslöst:

*Also (...) ich wusste nicht, ob ich weinen soll oder ob ich soll, also dann die Sache mit meinen Eltern dann war ich wirklich traurig und ich habe fast, ich fühlte mich wie verloren wie so, ja es kann ja nicht sein, dass ich jetzt alleine Sachen machen muss. (Transkript Interview 2, Z. 290-292)*

Als es ihr nicht gelingt, den Standard mit ihrem Vater neu zu verhandeln, holt sie sich Hilfe von aussen – vom Mädchentreff – und relativiert damit die Autorität des Vaters mithilfe einer anderen Autorität:

*Ich finde einfach, ich bin extrem glücklich, dass ich dann wirklich in den Treff gegangen bin und ihnen dann erzählt habe, was bei mir zuhause abgegangen ist. Ich wüsste jetzt nicht, wo ich jetzt wäre, ich wäre zuhause und am Kochen oder so, so wirklich Hausfrau mässig und auf das hätte ich nicht so Bock, ja nein wobei ich mache jetzt eine KV Ausbildung. (Transkript Interview 2, Z. 124-128)*

Neben dem Mädchentreff kann auch die Peergroup als eine andere Autorität von aussen interpretiert werden, die B. beim Relativieren der väterlichen Autorität den Rücken stärkt und somit emanzipatorische Bestrebungen unterstützt. B. berichtet von ihren Freunden, die von ihren Eltern nicht so strenge Regeln auferlegt erhalten und möchte auch so behandelt werden.

Die von Schwarz beschriebene Interdependenz hat B. noch nicht erreicht. Dies wird daran ersichtlich, dass ihre Entscheidungen oft noch keinen eigenen Inhalt haben. Sie betont beispielsweise, dass sie es anders machen möchte als ihre Eltern oder dass es nicht in Ordnung ist, wie es zu Hause ist. Dies stellen jedoch erst Negationen des von der Autorität bestimmten Standards dar. Die Interdependenz ist erst dann erreicht, wenn die Entscheidungen auch einen eigenen Inhalt bekommen, was bedeuten würde, dass sie nicht nur sagen würde, wie sie es nicht haben möchte, sondern frei formulieren könnte, wie sie es haben möchte. Dies stellt jedoch ein längerer Reifungsprozess dar und ist Teil des Erwachsenwerdens.

Bei B. kommt es familiär zu einer Kompromisslösung. Als der Vater durch ein Gespräch mit dem Mädchentreff (externe, relativierende Autorität) zu realisieren beginnt, wie schlecht es seiner Tochter

geht, lockert er die geltenden Standards teilweise. B. darf abends länger weg und es gibt weniger Streit. Ihre Mutter respektiert diese Lockerungen, weil sie vom Vater so bestimmt wurden. Dies stellt jedoch wieder eine traditionelle patriarchale Struktur dar: Das männliche Familienoberhaupt setzt den Standard fest, zwar in abgeänderter Form, aber wieder autoritär. Dies führt zunächst zu einer Linderung der Spannungen, welchen B. ausgesetzt war. Es kann jedoch nicht im Sinne von Schwarz (2007) von einer Emanzipation der Gesamtgruppe gesprochen werden.

Mit ihrem Freund ist es ihr möglich eine intime Subgruppe zu bilden, wie Schwarz (2007) die Paarbildung nennt. Inwieweit es hier zu einer emanzipierten Gruppendynamik kommt, in welcher ihr die Entwicklung Richtung Interdependenz möglich wird, kann nicht abschliessend bestimmt werden. Dass sie am Ende des Interviews noch einmal betont, wie wichtig es ist, sich nicht von einem Mann abhängig zu machen und dass sie von Zukunft, Familie und Kindern im Alleingang spricht, also der Mann in ihren Erzählungen nicht vorkommt, lässt vermuten, dass sie den Zustand einer egalitären Partnerschaft, einer interdependenten Paardynamik noch nicht erreicht hat:

*Also so mit 30 Jahren wäre ich gerne schwanger, habe ich so das Gefühl und dann bin ich dann also so mit 35 oder fast mit 40 Jahren ein Kind bekommen (...) ich möchte schon noch mit meinem Kind ein wenig sein also ich fände es noch easy und ja, das sind eigentlich meine Wünsche und dass sich einfach wirklich jeder, jede weil Männer finde ich, das ist noch ein separates Thema. (Transkript Interview 2, Z. 1004-1008)*

Die auf der symbolischen Repräsentationsebene vorhandenen neoliberalen Ideologien lassen sich vermutlich mit der von ihr erfahrenen Einsamkeit in Verbindung bringen. Sie beginnt sich von der Familie zu emanzipieren, indem sie sich stark von ihrer Familie abgrenzt und verlässt dadurch in den Worten von Schwarz (2007) den paradiesischen Zustand der Dependenz (S. 107). Sie verlässt die Sicherheit der Familie und muss sich in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft behaupten, welche nach einer harten Leistungsmaxime funktioniert. Sie hat in ihrer Familie entlang intersektionaler Differenzkategorien wie Geschlecht und Sexualität Diskriminierung erfahren. Sie versucht sich von diesen zu befreien, indem sie sich von der Familie löst. Doch wohin geht es nach der Loslösung? In welchen neuen Sozialbezug kommt sie? Gelingt ihr die Integration in die demokratische Gesellschaft? Auch in der Gesellschaft muss sie die Erfahrung machen, dass sie nicht herzlich aufgenommen wird, obwohl sie sich so angestrengt hat. Sie fällt beim Einbürgerungstest durch und muss erneut die Erfahrung machen, dass sie entlang der Differenzkategorie Rasse diskriminiert wird. Sie macht die Erfahrung, auf sich alleine gestellt zu sein und hart kämpfen zu müssen. Dementsprechend hat sie die neoliberalen Leitsätze verinnerlicht.

**Zusammenfassend** kann festgehalten werden, dass bei den emanzipatorischen Prozessen von B. die Spannungsverhältnisse mit ihrer Loslösung von der **Familie** im Vordergrund stehen und dabei eng mit ihrer **Adoleszenz** in Verbindung stehen. Sie hat sich mit unglaublich viel Kraft und Anstrengung mehr Freiräume und Selbstbestimmung erkämpft:

*Also mittlerweile ich mache das, was ich will also ich mache immer das was ich will  
(lachend).* (Transkript Interview 2, Z. 50-51)

Unbewusst bleibt bei ihr die mit der starken Distanzierung zur Familie einhergehende Verlusterfahrung von Vertrautem. Sie findet sich in einer beziehungslosen, kapitalistischen Gesellschaft wieder, in welcher es erneut viel Anstrengung braucht, um emotionalen und sozialen Anschluss zu finden.

### 5.3 Interview 3

Das Interview wurde ebenfalls im Mädchentreff durchgeführt, zu welchem sie einen engen und positiven Bezug hat. C. kam direkt von der Arbeit und war etwas müde. Im Gegensatz zu B. hatte sie einen ruhigen und bedachten Erzählstil. Es gab längere Pausen während des Interviews, welche jedoch in der Regel von C. durch die Aufnahme einer weiterführenden Erzählung beendet wurde. Sie fokussierte sich zunächst stark auf die Chronologie der Ereignisse in ihrer Biografie und berichtete wenig über erlebte Emotionen. Es war jedoch zu beobachten, dass durch das Erzählen ein starker Reflexionsprozess bei ihr angestoßen wurde, welcher bewirkte, dass sie sich plötzlich am Ende des Interviews an emotional schwierige Erlebnisse aus ihrer frühen Kindheit erinnern konnte. Das Interview endete dementsprechend mit der Erzählung eines schwierigen Ereignisses aus ihrer Kindheit, was bewirkte, dass der Abschluss des Interviews emotional belastend war. Sie sagte am Ende, dass es für sie sehr überraschend gewesen sei, dass diese Erinnerungen so tief in ihr verborgen sind und sie zunächst keinen Zugang zu diesen und den damit verknüpften Emotionen hatte. Das Interview dauerte eine Stunde.

#### 5.3.1 Kurzporträt

C. ist 18-jährig und stammt aus Galicien. Ihr Grossvater ist in die Schweiz migriert und hat das Geld für die Familie in Spanien verdient. Kurz nachdem C. in Spanien auf die Welt kam, ist sie mit ihrer Mutter, ihrer Grossmutter und ihrem Vater zum Grossvater in die Schweiz gezogen. Als C. auf die Welt kam, war ihre Mutter 19-jährig. In der Schweiz hat ihre Mutter eine Ausbildung zur Coiffeuse absolviert. B. ist bei ihrer Grossmutter aufgewachsen und lebt bis heute bei ihr. Ihre Eltern haben sich getrennt, als sie zwei oder drei jähig war. C. hat drei Halbgeschwister. Ihr Vater ist mittlerweile erneut verheiratet und hat mit dieser Frau zwei Kinder. Er arbeitet als Bauarbeiter. Auch ihre Mutter hat soeben wieder

ein Kind bekommen und arbeitet in der Hauswirtschaft eines Altersheims. C. absolviert zurzeit eine Lehre als Kleinkinderzieherin und arbeitet in einer Kita. Sie hat eine C-Bewilligung.

### 5.3.2 Intersektionale Kategorien

C. beschreibt sich auf der *Identitätsebene* als eine junge Frau, die aus Spanien stammt, sich aber hier in der Schweiz zu Hause fühlt. Sie berichtet, dass sie früher als Kind sehr schüchtern und brav gewesen sei, sich dies jedoch in der Pubertät stark verändert habe. Mittlerweile sieht sie sich als eine selbstständige junge Frau und betont, dass sie ihr junges Alter genieße.

Auch in den Erzählungen von C. nimmt die **Familie** einen grossen Stellenwert ein. Sie beginnt das Interview mit der Schilderung, dass sie es mit ihrer Mutter schwer hatte, weil sie einander fremd waren:

*Da meine Mutter sehr früh schwanger wurde, hat meine Grossmutter mich übernommen (lachend), sie hat die Ausbildung als Coiffeur fertig gemacht und dann sind wir eben in die Schweiz gekommen, haben alle zusammen gewohnt, ich aber noch bei meiner Grossmutter, hatte es ein wenig schwer mit meiner Mutter, also sie war mir fremd, weil für mich war meine Mutter meine Grossmutter. (Transkript Interview 3, Z. 19-23)*

Ihre Eltern haben sich getrennt, als C. noch ein Kleinkind war. Zunächst berichtet sie, dass dies für sie nicht schlimm war, sie habe es akzeptiert. Am Ende des Interviews kommt jedoch zum Vorschein, dass diese Trennung alles andere als harmlos war und C. stark darunter gelitten hat. Plötzlich kommen ihr während dem Erzählen Erinnerungen hoch. Sie erzählt bruchstückhaft von zerrissenen Scheidungspapieren, Glassplittern, Blut, betrunkenem Vater, Feuerwehr, Ambulanz und Polizei und erschrickt darüber, wie diese Bilder doch noch in ihrem Erinnerungsvermögen sind:

*Das war so etwas das (...) bleibt halt ja, das war krass genau (Pause) krass so wieder darüber nachzudenken. (Transkript Interview 3, Z. 762-764)*

C. erzählt, dass sie nicht wirklich eine Mutter hatte und ihre Mutter auch nicht wusste, wie sie eine Beziehung zu ihrem Kind aufbauen soll. Bei C. ist eine Bindungslosigkeit zu beobachten. Familiär fällt sie zwischen Stuhl und Bank. Beide Eltern gehen nach der Trennung neue Partnerschaften ein und werden nochmals Eltern. C. verliert zu beiden Eltern die emotionale Verbindung. Bei ihrer Mutter sagt sie, dass sie froh sei, dass sie noch einmal Mutter geworden sei. Dann könne sie jetzt erfahren, was es heisse, eine Bindung zu einem Kind aufbauen zu können. Das habe sie ja mit ihr nicht geschafft. Auch von ihrem Vater berichtet sie, dass sie einander egal seien. Ihre konstante Bezugsperson ist die Grossmutter. Über die Qualität dieser Beziehung erzählt sie jedoch im Verlauf des Interviews nicht

viel, nur dass ihre Grossmutter nicht wollte, dass sie als Teenager aus dem Haus ging. Sie sollte tagsüber wie abends besser zu Hause bleiben. Dies führte zu Konflikten.

Weiter spielt in den Erzählungen von C. die Strukturkategorie Geschlecht eine Rolle, welche eng mit der Familiengeschichte zusammenhängt. Auffallend präsent ist die von den Frauen verrichtete Care-Arbeit. Die Grossmutter migriert, um die Kinder betreuen zu können (Care-Migration). C. weiss nicht, ob sie später mal Kinder haben möchte, da sie wohl mit der Betreuung ihres kleinen Halbbruders mütterlicherseits ausgelastet sein wird. Weiter spielt die Teenagerschwangerschaft ihrer Mutter eine grosse Rolle in ihren Erzählungen. Am Ende des Interviews sagt sie beispielsweise, dass sie von ihrer Mutter gewarnt wurde, nicht dort zu landen, wo sie gelandet ist:

*Und meine Mutter auch, meine Mutter hat auch immer gesagt, ja wenn du dir nicht Mühe gibst, dann landest du so wie ich und muss mit allem WC putzen und dies und das machen und arbeitest nicht mit einem guten Gehalt und so. Und ich finde schon, dass ich diese Ausbildung haben bis jetzt Kleinkinderzieherin, weil die niemand gemacht hat von meiner Familie, bin ich schon weitergekommen als sie und das ist so das, was mir ein wenig Halt gibt und sagt, ja ich bin auf einem guten Weg (lachend) und so es ihnen zu zeigen, dass es nicht so ist wie sie immer sagen (..) ja genau. (Transkript Interview 3, Z. 876-883)*

C. möchte eine andere Form von Frausein als ihre Mutter leben. Sie möchte nicht so früh an ein Kind gebunden sein. Familie und Kinder zu haben, setzt C. mit Abhängigkeit gleich und fürchtet sich vor dieser Bindung. In ihren Erzählungen wird eine Ambivalenz und Widersprüchlichkeit sichtbar. Sie betont einerseits, dass sie Kinder mag und daher auch den Beruf der Kleinkinderzieherin gewählt hat. Andererseits betont sie, dass sie keine Kinder möchte, weil es in ihrer Familie bereits genügend Kinder gibt und sie davon ausgeht, dass sie damit bereits genügend Betreuungsaufwand haben wird. Es wird auch sichtbar, dass sie aufgrund der Erfahrung mit ihrer Mutter vor dem Kinderhaben Respekt hat. Gleichzeitig sagt sie jedoch, dass sie vielleicht schon mal Kinder haben werde, da sie mache, was sie wolle und wenn sie ein Kind wolle, dann mache sie auch eines:

*Ich sehe ja auch gerade Kinder von Baby bis im Alter von 6 Jahren und da brauchst du mega Geduld und ich weiss nicht, ich hätte die vielleicht schon, aber es ist einfach schon also es macht mir vielleicht auch ein wenig Angst ein Kind überhaupt zu gebären mal und dann erziehen und Pubertät und ich sehe, was meine Mutter durchgemacht hat, also es ist irgendwo auch traurig, wenn es dann geht und ja (..) ich glaube das ist einfach, ich habe schon das Gefühl, dass ich dann Kinder haben werde, aber als Erstes mal nicht, so. (Transkript Interview 3, Z. 811-817)*

*Ich bin wirklich jemand, wenn ich etwas will, mache ich es, wenn ich dann ein Kind will mache ich es auch (beide lachen) aber es ist so blöd ja. (..) ja und vielleicht ist es auch, meine ganze Familie hat es halt gleich gemacht genau und ich will es halt nicht so machen gerade. Und ja, wenn ich es meiner Grossmutter sage, ich will keine Kinder, dann bekommt sie einen halben Anfall und sagt das ginge ja gar nicht und dass das dazugehört und ja. (Transkript Interview 3, Z. 846-851)*

Auch bei ihrem Ex-Freund hatte C. aufgrund dessen Autismus-Spektrum-Störung eine Betreuungsfunktion inne. Sie sagt einerseits, dass es eine schöne Beziehung gewesen sei, weil sie jemanden hatte und sie zusammen die Pubertät erlebt haben. Bei der Trennung sei sie traurig gewesen. Aber sie habe sich gesagt, dass es sich nicht lohne, wegen Männern und Liebenskummer zu weinen. Sie sieht sich mittlerweile was Männer anbelangt als abgehärtet und erwartet nicht viel von ihnen. Auch in Bezug auf Männer und **Sexualität** wird bei ihr eine ambivalente Haltung sichtbar. Sie berichtet, dass die Männer heutzutage schlimm geworden seien, dass sie einem im Ausgang nachlaufen und unangenehm nahekommen würden. Sie betont, dass man mutig und stark sein müsse als Frau, um den Männern sagen zu können „*verpiss dich*“ (Transkript Interview 3, Z. 427). Es sei wohl besser, lose sexuelle Kontakte einzugehen, anstatt auf etwas Festes und Vertrautes zu hoffen. In ferner Zukunft sieht sie sich einerseits alleine mit einem Haustier, da sie von Männern „*abgelöscht*“ (Transkript Interview 3, Z. 822) sei. Gleichzeitig wünscht sie sich doch eine verbindliche Partnerschaft. In Bezug auf Sexualität spielt der Mädchentreff eine wichtige Rolle. Sie berichtet, dass sie hier aufgeklärt wurde und ihre Fragen stellen konnte, was zu Hause nicht möglich gewesen sei.

Eine weitere intersektionale Kategorie, welche in ihren Erzählungen zum Vorschein kommt, ist die **Rasse**. Die Strukturkategorie Rasse wird in Zusammenhang mit der Schule relevant. In den Augen von C. ist der Wohnort, an dem sie aufgewachsen ist, ihr zu Hause. Bereits im Kindergarten muss sie jedoch die Erfahrung machen, dass sie von den Lehrpersonen als Migrantin angesehen und dadurch anders behandelt wird. In der Schule wiederholt sich diese Erfahrung. Die Ungleichbehandlung ist C. nur teilweise im Bewusstsein. Dies machen ihre widersprüchlichen Erzählungen deutlich. Einerseits erkennt sie, dass sie anders behandelt wurde. Andererseits relativiert sie den Schweregrad der Diskriminierung wieder, indem sie die Situation bagatellisiert und betont, dass die Klassenwiederholung freiwillig war:

*Also (Pause) im Kindergarten (..) habe ich es nicht so gespürt ausser dass ich bei einer Logopädin angemeldet wurde, obwohl ich recht gut Deutsch konnte für meine Herkunft und mein Alter, aber ja wurde einfach so automatisch angemeldet und bin einfach für nichts dorthin und das habe ich selber wie ein wenig gespürt und ich bin schon gerne gegangen, ich bin einfach vom Unterricht dispensiert worden für irgendwelche Spiele am*

*Boden und Bälle werfen und ich habe mich schon blöde gefühlt. Dann schon eben wieder mit dieser Wiederholung (..) und ich hatte nicht mal schlechte Noten im Deutsch, sondern einfach in Mathematik eine 3.5 und sonst war okay alles, es war wirklich nicht schlimm und eben freiwillig wiederholt und es war eben noch eine andere da und wir waren beide die einzigen Ausländer und die hat dann auch wiederholt, einfach so freiwillig wiederholt und meine Mutter war dann sehr wütend, aber ich bin froh, es musste wie passieren. (Transkript Interview 3, Z. 282-293)*

*Vielleicht liegt es einfach auch an der Schule, ich weiss es nicht oder an den Lehrern oder wie selber die Person ist, die die Klasse leitet, aber ja wir hatten schon recht seltsame Lehrer, die recht rassistisch waren. (Transkript Interview 3, Z. 326-329)*

Auch ihre rassistische Werklehrerin nimmt sie in Schutz:

*Glaube ich wirklich auch nicht extra gemacht, aber es ist einfach, dass wie sie aufgewachsen sind oder (..) die eine Werklehrerin hatte sich auch Mühe gegeben nicht rassistisch zu sein und es hat mir sehr leid getan, dass sie jeweils noch einen blöden Spruch gemacht hat. (Transkript Interview 3, Z. 337-340)*

Hier wird die Verbindung der Strukturkategorie Rasse mit der *Repräsentationsebene* sichtbar. Rassistische Handlungen und Äusserungen werden mit der Meinung, dass es wohl nicht so gemeint war oder dass sie eben nicht anders können, weil sie so aufgewachsen sind, verharmlost und damit ideologisch gestützt.

Die Strukturkategorie Klasse kommt insofern zum Vorschein, als dass C. mehrfach betont, dass ihr ihre Lehrstelle und Ausbildung sehr wichtig ist, um weiter zu kommen als ihre Mutter. Damit meint sie, dass sie einen besseren ökonomischen Stand als ihre Mutter haben möchte. Wie bereits weiter oben erwähnt, wurde sie auch von ihrer Mutter gewarnt, nicht dort zu landen, wo sie gelandet ist.

### 5.3.3 Emanzipatorische Prozesse

Wie eingangs dieses Kapitels erwähnt, fokussiert sich C. beim Erzählen zunächst stark auf die Chronologie der Ereignisse in ihrer Biografie und berichtet wenig über erlebte Emotionen. Dies hängt in erster Linie damit zusammen, dass ihr die Abhängigkeitsverhältnisse, denen sie ausgesetzt ist, nur bedingt bewusst sind. Es fällt ihr schwer, vorhandene Asymmetrien in den Beziehungen zu ihren Autoritätspersonen zu benennen. Es wird mehrfach ersichtlich, wie sie Abhängigkeitsverhältnisse und damit zusammenhängende Ohnmachtserfahrungen immer wieder relativiert und bagatellisiert. In diesem Zusammenhang sind beispielsweise die bereits erwähnte Geschichte mit ihrer rassistischen Lehrperson (vgl. Kapitel 5.3.2), welche sie zunächst kritisiert, aber dann auch wieder in Schutz nimmt,

sowie die Trennung ihrer Eltern aufschlussreich. Bei der Trennung betont sie zunächst, dass es schon in Ordnung gewesen sei:

*Meine Eltern haben sich dann später getrennt, als ich vielleicht so 2, 3 Jahre alt war, ich habe es ein wenig mitbekommen, aber ist mir eigentlich also ich habe nicht darunter gelitten oder so, ich habe es akzeptiert, dann (..) habe ich immer noch bei meiner Grossmutter gewohnt, meine Mutter hat aber nebendran gewohnt. (Transkript Interview 3, Z. 24-27)*

Erst am Ende des Interviews kommt zum Vorschein, dass sie die Trennung sehr wohl mitbekommen sowie stark darunter gelitten hat:

*Das ist so wirklich das, was mir sehr geblieben ist, wirklich die Feuerwehr ist gekommen, Ambulanz, Polizei das war wirklich eine Krise und glaube ich seit dann sind sie auch nicht mehr zusammen gewesen. Das war so etwas das (..) bleibt halt ja, das war krass genau (Pause) krass so wieder darüber nachzudenken. (Transkript Interview 3, Z.760-764)*

Bei C. wird in Anlehnung an Schwarz (2007) ersichtlich, dass der Zustand des paradiesischen Verschmolzenseins mit den primären Bezugspersonen früh zerstört wird. Die Eltern trennen sich auf dramatische Weise und C. verliert dadurch ihren familiären Bezug. Sie berichtet mehrmals, dass sie nicht wirklich eine Mutter hatte. Aber auch hier dringt die Kritik nur bruchstückhaft durch. Ihre Mutter tut ihr leid und sie fühlt sich schuldig, weil sie nicht bei ihrer Mutter übernachten will. Sie bringt Verständnis dafür auf, dass ihre Mutter für sie keine Mutter sein konnte:

*Hat sie angefangen zu weinen und hat gesagt ja ich kenne C. nicht, ich weiss nicht wie man ein Kind erzieht, ich weiss nicht wie es ist Mutter zu sein, Mittagessen und kochen und es hat mir schon sehr leid getan, aber ich hatte nicht die Mutter-Kind-Beziehung mit meiner Mutter, dass ich mit ihr sprechen konnte und ich habe mich auch sehr schuldig gefühlt, aber eigentlich konnte ich ja wirklich nichts dafür und sie im Nachhinein auch nicht mehr und jetzt freut es mich, dass sie weiss wie es ist ein Kind zu haben und bei sich und ein Kind, das nicht weg von ihr möchte und das ist schon schön. Sie genießt es auch sehr, es ist wirklich so als wäre sie das erste Mal Mutter (lachend) ja. Es dünkt mich sicher auch hart, wenn ein Kind nicht zu dir möchte und du bist die Mutter und es will lieber zu deiner Mutter, das ist sicher ein schönes Gefühl ja. (Transkript Interview 3, Z. 129-139)*

Adoleszenz und die damit zusammenhängenden emanzipatorischen Prozessen haben immer auch mit Abschied und Trauer zu tun. Die Zeit der Kindheit ist vorbei und kommt nicht mehr. Die Kindheit kann

nicht nachgeholt werden. Ihre Mutter konnte ihr keine Mutter sein und ist jetzt absorbiert mit ihrem zweiten Kind und somit mit ihrem zweiten Versuch Mutter zu sein:

*Ich hatte nichts festes (..) und darum ja (..) hat es total lange gedauert bis es mal so ein wenig, dass sie beide dieselben Regeln aufstellen und dass ich eben bei meiner Grossmutter wohne und aber manchmal zu meinem Vater gehe, das war eine totale Verwirrung, aber jetzt, da ich erwachsen bin, ist es bei meiner Mutter schon wieder egal, weil die Zeit ist eh vorbei und jetzt ja darum bin ich froh hat sie das Kind bekommen, dass das jetzt bei meiner Mutter ist (lachend) ja. (Transkript Interview 3, Z. 114-120)*

Anhand dieser Zitate werden die Spannungsverhältnisse in Zusammenhang mit den emanzipatorischen Prozessen von C. ersichtlich. Einerseits beginnt sie, ihre Autoritätspersonen in der Pubertät zu hinterfragen, nimmt sie zeitgleich aber auch immer wieder in Schutz. Sie fühlt sich irgendwo dazwischen. In Bezug auf das Wohnen hat sie „nichts Festes“ und somit ein „Gnusch“ (Transkript Interview 3, Z. 114-115). Sie sucht ein zu Hause und findet es nicht, wie zu erwarten wäre, in ihren familiären Beziehungen. So bezeichnet sie nicht ihre Familie als ihr zu Hause, sondern die Ortschaft, in welcher sie aufgewachsen ist.

Auch C. befindet sich in Anlehnung an Schwarz (2007) im Übergang von der Dependenz in die Konterdependenz. Sie bricht beispielsweise innerhalb der Familie das Tabu, so jung einen Freund zu haben. In der Oberstufe beginnt sie die rassistische Haltung der Lehrpersonen zu hinterfragen und fragt sich, ob es nicht auch anders gehen könnte. Auch zu Hause beginnt sie, ihr Bravsein und ihre Schüchternheit abzulegen, was mit Konflikten verbunden ist. Sie betont immer wieder ihre Selbstständigkeit. Interessant ist, dass sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Kindheit überträgt, indem sie beispielsweise erzählt, dass sie die Kita ganz selbständig abgebrochen hat und einfach zu Hause geblieben ist.

*Dann bin ich nicht in die Kita genau, ich bin blau angelaufen in der Kita genau ich wollte wirklich nicht, dann habe ich wie die Kita abgebrochen und bin einfach zuhause geblieben. (Transkript Interview 3, Z. 29-30)*

Der Mädchentreff stellt für C. in dieser konflikthafter Situation eine wichtige Anlaufstelle dar. Nach Schwarz kann der Mädchentreff (2007) einerseits als ausserhalb der Familie stehende Autorität gesehen werden, die C. hilft, ihre familiären Autoritätspersonen zu relativieren und dadurch vermehrt zu einer eigenständigen Meinungsbildung zu kommen. Andererseits kann der Mädchentreff als Sozialbezug gesehen werden, durch welchen sie Anerkennung erfährt.

*Und sie hat mir auch immer Tipps gegeben und ja dass es schon okay ist, dass ich einen Freund habe und dass es dazugehört Pubertät und dass ich eben hierhin kommen sollte, wenn etwas ist und ja das habe ich auch immer gemacht und, also ich bin auch froh, ich bin hier aufgeklärt worden, ich habe wirklich viel über das Leben gelernt, was mir meine Mutter mir nicht erklären konnte und sie weiss auch die Hälfte nicht, was ich hier alles erlebt habe und auch weiss. Also und sie hat mich das auch nie gefragt, so weisst du das eigentlich, bist du aufgeklärt worden (Pause) ja (..) ist krass. (Transkript Interview 3, Z. 553-560)*

**Zusammenfassend** kann festgehalten werden, dass auch bei C. die **Adoleszenz** eng mit ihren emanzipatorischen Prozessen in Zusammenhang steht. Somit spielt auch bei ihr die **Familie** in Bezug auf die erlebten Spannungsverhältnisse eine grosse Rolle. Sie war einer schwierigen familiären Situation ausgesetzt, die durch ein zwischen Stuhl und Bank fallen gekennzeichnet war. Ausser ihrer Grossmutter war von ihrer Familie niemand wirklich für sie da. C. sind die Abhängigkeits- und Ohnmachtserfahrungen nur teilweise bewusst. Aus diesem Grund lassen sich im Material immer wieder ambivalente Aussagen finden. Hinter der Abhängigkeit und Ambivalenz lässt sich jedoch auch ein starker, gesunder Kern erkennen, der sie in ihren emanzipatorischen Prozessen unterstützt. Diese innere Kraft, welche ihr immer wieder Anstoss zu emanzipatorischen Bemühungen gegeben hat, ist durch das gesamte Interview hindurch spürbar. Sie präsentiert sich als junge, selbstständige Frau, die sich auch als Kind nicht hat herumschubsen lassen und trotz aller Schüchternheit als Jugendliche den Mut entwickelte zu sagen, dass es auch anders geht, als es Autoritäten und Standards vorschreiben:

*Ja so wie auch, ihnen es zu zeigen. So wie seht ihr, man kann es auch anders machen und es geht auch anders (Transkript Interview 3, Z. 856-857)*

#### 5.4 Interview 4

Das Interview wurde im Mädchentreff durchgeführt. Zu Beginn war D. etwas nervös und unruhig, sie kam jedoch schnell in einen Erzählfluss. Es sind lange narrative Phasen mit enormer inhaltlicher Dichte entstanden. Während des Interviews gab es immer wieder emotionale Momente, in welchen D. den Tränen nahe schien sowie eine zittrige Stimme und Hände bekam. Sie entspannte sich aber immer wieder und es war auch eine Freude über das Erreichte im eigenen Leben zu spüren. Im Gegensatz zu C. hat sie oft über ihre Emotionen gesprochen. Allgemein erzählt sie sehr differenziert und ausdrucksstark. Das Interview dauerte 1,5 h.

#### 5.4.1 Kurzporträt

D. ist 19-jährig und stammt ursprünglich aus Bangladesch. Sie lebt seit zwölf Jahren in der Schweiz und ist mittlerweile eingebürgert. Sie hat die Lehre als Informatikerin erfolgreich absolviert und ist zurzeit als Informatikerin tätig. Ihre Eltern sind beide pensioniert. Ihr Vater hat in der Küche, ihre Mutter im Service gearbeitet. Sie hat einen älteren Bruder und eine ältere Schwester, welche beide verheiratet sind. D. musste zu Hause ausziehen, weil die Situation mit ihren Eltern sehr konflikthaft war. Sie wohnt mittlerweile bei der Mutter ihres Freundes, hatte aber zwischendrin unsichere Wohnsituationen und musste mehrmals umziehen. Da der Lehrlingslohn nicht für die Finanzierung ihrer eigenständigen Lebenssituation ausreichte, wurde D. vorübergehend mithilfe von Fondsgeldern und einem finanziellen Zuschuss vom Mädchentreff unterstützt.

#### 5.4.2 Intersektionale Kategorien

Auf der *Identitätsebene* beschreibt sich D. als eine junge, mittlerweile selbständige und selbstbewusste Frau, die in der Jugend sehr viel durchmachen musste. Es habe eine Zeit gegeben, da sei sie „*emotional sehr sensibel und sentimental und schwach gewesen*“ (Transkript Interview 4, Z. 370). Sie sieht sich als eine sehr loyale und authentische Person, die gerne tiefgründige Beziehungen pflegt. Ihre Loyalität bewirkt, dass sie es den Andern gerne recht machen möchte. Ist dies nicht möglich, leidet sie unter den dadurch erzeugten Spannungen. Der Wunsch authentisch zu leben erzeugt ebenfalls Spannungen. Es kommt für sie nicht in Frage, ihre Eltern zu belügen oder ihnen Sachen zu verheimlichen. Wie noch ersichtlich sein wird, hat dies grosse familiäre Konflikte zur Folge.

Die **Familie** nimmt in ihren Erzählungen eine wichtige Rolle ein. Sie beginnt das Interview mit der Erzählung, dass es mit ihren Eltern „*sehr viele Geschichten*“ (Transkript Interview 4, Z. 30) gegeben habe. Der Konflikt hat damit angefangen, dass sie ihnen erzählt hat, dass sie einen Freund hat. Von da an ging es ihrer Meinung nach den „Berg herunter“:

*Ich bin Eine, die sehr loyal ist und will gar nichts für mich verheimlichen und darum habe ich es meinen Eltern gesagt und ab dann ist der Berg wie noch mehr heruntergegangen weil (...) für sie hat das nicht gepasst, dass ich mit jemanden aus der Schweiz zusammen bin oder mit jemanden, der nicht im selben Religionskreis ist, und das ist für sie ein No-Go und sie haben gedacht, ich sei jetzt eine Schande für ihre Familie so, also ich hatte ganz schreckliche Situationen. (Transkript Interview 4, Z. 46-52)*

D. kann nicht verstehen, warum es für ihre Eltern so schlimm ist, dass sie einen Freund hat. Sie sagt immer wieder, dass sie doch nichts Schlechtes und nichts Falsches gemacht habe. Sie sei doch nur mit jemandem zusammen, den sie liebe. Sie leidet darunter, dass sie es der Familie nicht recht machen kann und von ihnen sogar als Schlampe angesehen wird, da sie zu kurze Kleider anzieht:

*Zum Teil nachher auch Bekannte haben gewusst, dass ich mit jemandem zusammen bin und für alle war ich nachher die Schlechte und ich bin nur noch so wie so ich hatte einfach die ganze Zeit das Gefühl, ich kann es niemandem recht machen und einerseits ich wollte nur mit jemanden zusammen sein, den ich liebe, es war so schlimm für mich, weil ich dachte, ich kann es niemandem recht machen und mit der Zeit, man hat es gesehen bei mir, dass es mir nicht so gut geht und das Ganze. (Transkript Interview 4, Z. 71-77)*

*Und als ich mit der Zeit gemerkt habe, sie können mich nicht so lassen wie ich bin, habe ich auch gedacht, ich muss weg, weil eben die Sachen wie ja ich ziehe lockere T-Shirts an mit kurzen Hosen, wegen dem muss ich mir anhören von meiner Mutter, dass ich eine Schlampe bin, sorry nein das bin ich nicht. (Transkript Interview 4, Z. 770-773)*

Als Grund für den Konflikt mit ihren Eltern nennt sie die Kultur und die **Religion** ihrer Eltern. Die Kultur kann der Strukturkategorie **Rasse** zugeordnet werden. Sie berichtet, ihre Eltern sind noch „in dieser Kultur drin, Frau macht dies, Mann macht das“ (Transkript Interview 4, Z. 675-676). Hier wird die enge Verbindung zur Strukturkategorie **Geschlecht** und der **Sexualität** ersichtlich. Von ihr wird erwartet, dass sie einen Moslem heiratet und keinen Sex vor der Ehe hat. Auch haben ihre Eltern klare Vorstellungen davon, wie sich eine muslimische Frau zu kleiden hat:

*Oder für sie sehen sie einfach, ja du solltest einfach ja weisst du, jemand der Moslem ist heiraten, der von unserer Kultur ist und in der Schweiz ist es eben sehr offen miteinander sein, also sie heiraten nicht und haben Sex schon vor der Ehe oder mit dem sie zusammen sind. (Transkript Interview 4, Z. 668-671)*

*Meine Mutter hat mir auch Vorwürfe gemacht, du bist eh nur mit ihm zusammen, weil du vögeln willst, sehr schlechte Kommentare hat sie rausgelassen, so ihr seid eh nur in einer Sexbeziehung, dabei haben sie gar nicht verstanden, wie ich die Person liebe oder was ich für ein Gefühl für ihn habe, nur weil wir nicht in der gleichen Kultur sind, nicht die gleiche Nationalität haben, bedeutet das lange nicht, dass wir uns nicht verstehen. (Transkript Interview 4, Z. 687-691)*

*Meine Eltern haben so gedacht genau, und zum Beispiel wenn ich mich kurz angezogen habe, hatte ich auch mega Probleme mit denen, sie waren nicht einverstanden, ich sollte mich nicht kurz anziehen, eben genau einfach die religiösen Sachen, so wie Moslems ziehen nicht kurz an, es muss alles bedeckt sein oder (...). (Transkript Interview 4, Z. 676-680)*

D. beginnt sich gegen diese Vorschriften zu wehren und stört sich, dass ihre Eltern oder kulturelle wie religiöse Dogmen über ihren Körper entscheiden wollen. Sie sagt mehrmals, dass sie „*einfach nicht mehr hinten und vorne*“ (Transkript Interview 4, Z. 712-713) so denkt, wie ihre Eltern. Sie wünscht sich, dass ihre Eltern sie in dem unterstützen, was sie macht:

*Ob ich mich nicht schäme schon mit dem Mann zu schlafen oder dabei ist es doch eigentlich mein Körper, ich darf entscheiden, was ich will, das sollte so laufen, aber sie haben einfach den grössten Muff gemacht, das geht nicht oder du darfst nicht mit jemanden schon jetzt sein.* (Transkript Interview 4, Z. 823-826)

*Ich will das ihnen zeigen und sie sollten mich unterstützen für das, was ich mache oder wie ich Frau bin, anstatt immer wieder für alles so eine Grenze zu setzen oder.* (Transkript Interview 4, Z. 719-721).

D. lebt das Frausein anders, als es ihre Eltern von ihr erwarten. Interessant ist hierbei auch ihre Berufswahl. Sie arbeitet als Informatikerin. Die IT-Branche gilt als typische Männerdomäne. Auch hier erlebt sie zunächst eine Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts. Sie erzählt, dass sie sich doofe Sprüche anhören musste und als Frau nicht ernst genommen wurde:

*Also jetzt eben während der Lehre habe ich mich sehr schlecht gefühlt, weil sie haben mich sehr heruntergemacht, weil ich eine Frau bin, sie hatten einen ganz anderen Humor, ein bisschen weniger modern, sondern konservative Leute, Teams gewesen und genau als Frau bist du sehr vernachlässigt worden, muss ich schon sagen. Oder sie haben dich heruntergemacht, so als Informatikerin musst du das doch können.* (Transkript Interview 4, Z. 1049-1053)

Die Ausbildung, welche der Strukturkategorie Klasse zugeordnet werden kann, spielt für D. eine zentrale Rolle. Die Lehrstelle steht für sie an erster Stelle. Sie hat sich Hilfe geholt, als sie realisierte, dass ihre Lehrstelle aufgrund ihres emotional belastenden Zustandes auf dem Spiel stand. Durch die Ausbildung erhofft sie sich finanzielle Unabhängigkeit und somit die Möglichkeit, von der Familie unabhängig zu werden. Für sie ist es wichtig, für ihren Lebensunterhalt eigenständig aufzukommen und selbständig wohnen zu können. Bis dies möglich war, hat sie Unterstützung vom Mädchentreff erhalten.

Auf der *Repräsentationsebene* sind bei ihr Werte wie Ehrlichkeit, Authentizität sowie eine grosse Beziehungsorientierung vorzufinden. Sie wünscht sich, mit ihrer Umwelt und ihren Mitmenschen verbunden zu sein und tiefgründige Beziehungen leben zu können. Von der Religion distanziert sie sich. Sie sieht sich als Muslimin, aber nur als kulturelles Erbe ihrer Eltern.

### 5.4.3 Emanzipatorische Prozesse

Im Zentrum der Erzählung steht ihr Konflikt mit der Familie, welcher für sie mit einer starken emotionalen und psychischen Belastung einhergeht. Auf der Identitätsebene wurde ersichtlich, dass ihr die Verbindung mit anderen Menschen wichtig ist und sie sich nach tiefgründigen sozialen Beziehungen sehnt. Es ist für sie schmerzhaft erfahren zu müssen, dass sie dies gerade in ihrer Familie nicht erleben kann. Dementsprechend oft formuliert sie, dass sie nicht verstehen kann, warum sie von ihrer Familie abgelehnt und als Schande betrachtet wird:

*Ihr sagt immer ich sei eine Schande für was, sollte ich in die Kultur zurückkommen, wenn ich eine scheiss Schande bin (..) oder und dann sind sie langsam gekommen so wie ihr müsst mich akzeptieren wie ich bin, so ich will nicht zu euch zurückgekommen, nur um zu hören, dass ich ein schlechter Mensch bin (..) den ich nicht bin, weil ich es mache, wie ich einfach leben sollte. Und wie ich leben will und ihr unterstützt es nicht und ihr zeigt es nur, dass ich es nur falsch mache und ich will es nicht akzeptieren (Transkript Interview 4, Z. 872-878).*

Sie fühlt sich aufgrund ihrer psychischen Verfassung gezwungen, sich von der Familie zu distanzieren, auch wenn dies mit einem grossen Verlust verbunden ist. An einer Stelle sagt sie, „*sie haben gedacht, ich sei jetzt eine Schande für ihre Familie so, also ich hatte ganz schreckliche Situationen*“ (Transkript Interview 4, Z. 50-52). Mit dieser Formulierung grenzt sie sich radikal von ihrer Familie ab. Sie spricht nicht mehr von „meiner Familie“. Die Entscheidung, sich von der eigenen Familie zu distanzieren, stellt für sie ein grosses Spannungsverhältnis dar, weil sie doch enge Bindungen hat:

*Dann musste ich wie entscheiden ja will ich noch da bleiben und jeden Tag mich so lassen, sie sind meine Familie, ich weiss wir werden immer zusammen sein, aber wenn sie mich so mental immer fertig machen und andererseits war ich genau mitten in meiner Lehre drin, die für mich sehr viel bedeutet und es war einfach viel schwieriger alles gleichzeitig zu machen. (Transkript Interview 4, Z. 64-68).*

Weil sie psychisch derart unter dem Konflikt mit den Eltern gelitten hat und sie ihre Lehre nicht gefährden wollte, sah sie sich gezwungen, von zu Hause auszuziehen. Sie nennt die Kultur und Religion ihrer Eltern als Konfliktursache. Bei der Analyse des Materials wird jedoch noch eine grössere Dimension ihrer inneren Spannungsverhältnisse sichtbar. Es geht in Anlehnung an Schwarz (2007) um Ablösungsprozesse von emotional wichtigen Bezugspersonen. Das Verlassen des „paradiesischen“ Zustandes ist immer mit Trauer und Verlust verbunden. Um mehr Autonomie erlangen zu können, löst sie sich von der Familie, was ihr emanzipatorische Prozesse ermöglicht. Sie hat jedoch noch keinen neuen sozialen Anschluss gefunden. D. kämpft um ihre Autonomie und um die Möglichkeit, eine

eigenständige Identität herausbilden zu dürfen. Sie will nicht einfach das Leben ihrer Eltern leben, sondern für sich entscheiden, was sie im Leben möchte. Die Eltern erlauben ihr diese emanzipatorischen Bemühungen um mehr Autonomie nicht. An dieser Dynamik lässt sich gut erkennen, was Schwarz (2007) unter dem Sozialbezug von emanzipatorischen Prozessen meint. Der Konflikt mit der Familie ist nicht eindimensional. Ihre Spannungen werden in erster Linie dadurch ausgelöst, dass sich ihre Eltern nicht „mitemanzipieren“. Die geltenden Standards sind nicht neu verhandelbar. Es findet kein Aushandlungsprozess zwischen den Eltern und ihr als Konterdependente statt. Sie entscheidet sich, sich nicht kaputt machen zu lassen. Sie erkennt, dass ihre Familie nicht aufhört, sie schlecht darzustellen und sie entscheidet sich zu gehen. Sie zieht zunächst zu ihrem Freund und begeht damit einen fundamentalen Tabubruch. Es folgt soziale Isolation. Sie verliert den vertrauten Sozialbezug zu ihrer Familie, ist durch die Adoleszenz in einem vulnerablen Alter und hat noch keine Alternative zu den ehemals engen, vertrauten und verbindlichen Beziehungen der Familie. Sie verlässt die Familie und damit die Sicherheit der Dependenz, weiss jedoch noch nicht genau, wo sie wieder sozialen Anschluss finden soll. Auch die Beziehung zum Freund kann nicht ersetzen, was sie mit der Familie verloren hat. Die gewünschte Zugehörigkeit und Verbindlichkeit erlebt sie auch hier nicht. Dem Freund wird das Zusammenwohnen bald zu eng, sie zieht aus und er verlässt sie:

*Obwohl ich gedacht habe, wenn du wegzügelst und wir wieder ein wenig Distanz haben, wird das besser werden und genau dann hat er mich verlassen. Und dann wurde das noch schlimmer, dann habe ich gedacht, ja was soll das, also was mache ich falsch, dort will ich nicht mehr zurück zu der Familie, das habe ich so entschlossen, weil ich fühle mich viel wohler alleine oder einfach selbstständiger sein und andererseits ich bin mit ihm geblieben und jetzt habe ich gedacht, dass es ihm besser geht, dass ich weggezügelt bin und dann kommt er und sagt, es läuft trotzdem nicht. Ich habe mich einfach alleine gelassen gefühlt.*  
(Transkript Interview 4, Z. 146-153).

Sie fühlt sich dementsprechend einsam, verloren und nirgends zu Hause. Bei allen Interviews konnte bis anhin eine Krise der Einsamkeit, welche mit der Konterdependenz einhergeht, im Material erkannt werden. Bei D. ist sie jedoch sehr ausgeprägt. Viele Interviewpassagen handeln von der Thematik der Einsamkeit.

*Dass ich egal was ich gemacht habe, dass ich nicht sicher bin, was ich will und ich habe mich nirgends wohl gefühlt* (Transkript Interview 4, Z. 437-438)

Sie versucht mit aller Kraft einen Umgang mit der Einsamkeit zu finden. Interessant ist die Beobachtung, dass sie ihrem emotionalen Schmerz kognitiv gegensteuert. Die Einsamkeit überwindet sie nicht in erster Linie durch einen neuen Sozialbezug, sondern dadurch, dass sie anders darüber

nachdenkt. Sie versucht, die durch die Verlusterfahrung verursachten emotionalen Spannungen kognitiv zu verarbeiten. Damit geht bei genauerer Betrachtung jedoch auch ein Abwehrmechanismus einher, bzw. wird der emotionale Schmerz wieder in die Latenz verdrängt. Die Pause (..) nach ihrer Erklärung, dass sie nun anders über ihr Alleinsein denkt, zeigt, dass etwas aus der Kommunikation getilgt wurde und eine Lücke entsteht. Die Lücke könnte hermeneutisch so gefüllt werden, dass die Überwindung der Einsamkeit eben gerade nicht nur eine Denkleistung sein kann. Nach Schwarz (2007) ist der Sozialbezug zwingend, um die Einsamkeitskrise der Konterdependenz zu überwinden und den eigenen Emanzipationsprozess in einer interdependenten Gruppe weiter fortschreiten lassen zu können:

*Ja aber was bringt es mir jetzt nach Hause zu gehen und ganz allein einfach sein und einfach fernsehschauen bö ist doch so alleine auf der einen Seite, aber auf der anderen Seite kannst du das komplette Gegenteil denken und ah heute hatte ich einen guten Tag, kann nach Hause gehen und einfach für mich sein und ein wenig Tee nehmen und fernsehschauen und bö du kannst genau das komplette Gegenteil denken, aber das (..) ah was will ich machen, also wenn ich schlecht gedacht habe, dann habe ich gedacht oke komm du machst heute mit der Kollegin ab, vielleicht kommt sie nachher zu mir schlafen oder so, gerade sofort irgendwie eine andere Hand heben wollen oder und jetzt denke ich halt ein wenig anders, früher hatte ich einfach genau vor solchen Sachen, von denen ich nicht gewagt habe sie zu machen, habe ich einfach gedacht, ich muss mit jemanden abmachen oder jemand anders gebraucht also auf eine andere Schulter lehnen so (..).*  
(Transkript Interview 4, Z. 451-462)

Schwarz (2007) zeigt auf, dass die Negation einer Autorität eine Reflexion impliziert und somit eine kognitive Leistung darstellt (S. 106). Dies ist bei D. gut erkennbar. Sie weist einen hohen Grad an kognitiver Verarbeitung auf. Zwischen Reflexion und dem Treffen einer (freien) Entscheidung besteht jedoch noch ein wesentlicher Unterschied, da die Reflexion alleine noch keine Entscheidung darstellt. Durch Überreflexion kann auch die Entscheidungs- und damit die Handlungsfähigkeit blockiert werden (Schwarz, 2007, S. 105-106). Dies erkennt D. langsam im Rahmen ihrer Gespräche mit einer Psychotherapeutin:

*Aber im Kopf ist mir immer wie die Strategie, wie ich es haben will so ein wenig klar gewesen. Das hat mir auch sehr viel, viele haben mir das Feedback gegeben, du weisst eigentlich haargenau, was du willst, aber dein Gefühl lässt dich einfach die ganze Zeit nichts machen oder und da bin ich auch sehr schwach oder ich sage, ich mache, was ich will oder, aber eigentlich ist mir klar, ich weiss ich sollte meine Lehre fertig haben, ich will jetzt anders wohnen, damit es mir besser geht, also dass sich die Situation verbessert, ich*

*will gerne mit jemandem darüber sprechen, dass ich mich wieder ein wenig wohler fühle.*

(Transkript Interview 4, Z. 379-386)

Am Ende des Interviews erzählt sie, dass es ihr besser gehe. Die Gespräche mit der Psychotherapeutin, sowie die Unterstützung, welche sie im Mädchentreff erhalten hat, hätten sie dabei unterstützt, langsam zu sich selber finden zu können. Sie ist stolz auf sich, die Lehre erfolgreich abgeschlossen und mittlerweile auch eine Arbeitsstelle gefunden zu haben, bei welcher sie sich wohl fühlt und von den Mitarbeitenden Wertschätzung und soziale Anerkennung erfährt. Zu der Familie hat sie den Kontakt nicht vollkommen abgebrochen, aber die Beziehung bleibt distanziert.

**Zusammenfassend** lässt sich festhalten, dass die Spannungsverhältnisse, welche D. in Bezug auf ihre emanzipatorischen Bestrebungen erlebt, von hoher Emotionalität gekennzeichnet sind und in enger Verbindung mit dem Loslösen von der **Familie** stehen. Sie betont, dass sie in ihrer **Adoleszenz** sehr viel kämpfen musste (vgl. Transkript Interview 4, Z. 319). Es ist eine Melancholie und Ambivalenz der jungen Frau erkennbar, die sich dadurch erklärt, dass sie sich von der Familie ablöst, aber noch keinen neuen sozialen Anschluss (Sozialbezug) gefunden hat. Emanzipation erlebt sie folglich noch im Alleingang und als Beziehungslosigkeit. Die von Schwarz (2007) beschriebene Krise der Einsamkeit erlebt sie sehr stark. Mit ihrer Emanzipation muss sie in einem ersten Schritt das Verbunden- und Eingebundensein in einen sozialen Kontext aufgeben. Es kann die Vermutung aufgestellt werden, dass sie mittels der Fernsehserien versucht sich über die Einsamkeit hinweg zu trösten. Als Gegenmacht zu ihrer Emotionalität baut sie eine Rationalität auf. Diese ist notwendig, damit ihr ihre Emotionalität nicht immer in die Quere kommen und sie ihre Lehre erfolgreich abschliessen kann. Die Geschichte von D. kann als eine berührende „Erfolgsgeschichte“ gesehen werden: eine junge Frau beendet ihre Lehrstelle unter widrigsten Umständen und kämpft für sich, um sich nicht aufgeben zu müssen. Nach einem langen Weg der Emanzipation, welcher noch nicht abgeschlossen ist, kann sie sagen:

*Ich bin ich, ich kann sein wie ich bin.* (Transkript Interview 4, Z. 610)

## 6. SCHLUSSFOLGERUNGEN

Im Folgenden werden in einem ersten Schritt die wichtigsten Erkenntnisse aus Theorie (vgl. Kapitel 3) und Empirie (vgl. Kapitel 5) verknüpft und diskutiert. Dabei wird in Hinblick auf die Beantwortung der Forschungsfrage erstens auf die Spannungsverhältnisse emanzipatorischer Prozesse in den Lebensläufen der jungen Frauen und zweitens auf die im Material vorgefundenen intersektionalen Differenzkategorien und deren Verwobenheit eingegangen. Anschliessend wird der Forschungsprozess anhand der Methodenreflexion kritisch gewürdigt. Abschliessend wird ein Fazit gezogen und ein Ausblick gemacht.

### 6.1 Diskussion der Erkenntnisse aus Theorie und Empirie – Beantwortung der Forschungsfrage

An dieser Stelle soll die Forschungsfrage der vorliegenden Masterthesis kurz in Erinnerung gerufen werden: *„Wie sind die Spannungsverhältnisse, welche Frauen in Bezug auf eigene Emanzipationsprozesse wahrnehmen, vor dem Hintergrund von intersektionalen Differenzkategorien kritisch zu diskutieren und zu bewerten?“*

Im Verlauf des Forschungsprozesses hat sich herausgestellt, dass die emanzipatorischen Prozesse der jungen Frauen in erster Linie *nicht* entlang der von Degele und Winker (2010) erarbeiteten intersektionalen Differenzkategorien verlaufen (vgl. Reflexion des Forschungsprozesses Kapitel 6.2). Aus diesem Grund ist es nicht möglich, die emanzipationsbedingten Spannungsverhältnisse lediglich vor dem Hintergrund intersektionaler Differenzkategorien kritisch zu diskutieren und zu bewerten. Im Folgenden wird daher in einem ersten Schritt losgelöst von intersektionalen Differenzkategorien auf die von den Frauen erlebten **Spannungsverhältnisse** eingegangen. Der Bezug zu den **intersektionalen Differenzkategorien** wird in einem zweiten Schritt erarbeitet. Die Diskussion der Ergebnisse gliedert sich somit in zwei Teile: erstens in die Diskussion der Spannungsverhältnisse und zweitens in die Diskussion der intersektionalen Differenzkategorien. Diese Struktur ergibt sich auch daraus, dass während des Forschungsprozesses die Daten in zwei Interpretationsdurchläufen ausgewertet wurden. Das Material wurde einerseits in Anlehnung an das intersektionale Mehrebenenanalysemodell nach Degele und Winker (2010) in Hinblick auf intersektionale Differenzkategorien ausgewertet und andererseits im Rahmen von Forschungswerkstätten hermeneutisch sowie mittels des Offenen Kodierens erneut überarbeitet (vgl. Methodisches Vorgehen Kapitel 4 und Reflexion des Forschungsprozesses Kapitel 6.2).

Trotz der Vielschichtigkeit, Komplexität und Verschiedenartigkeit der untersuchten emanzipatorischen Prozesse, hat die Auswertung der Daten ergeben, dass sich die **Spannungsverhältnisse**, welche die

jungen Frauen erleben, in erster Linie in Zusammenhang mit ihren **Familien** stehen. Die Familie, bzw. das Loslösen von der Familie, spielt in allen vier Interviews eine zentrale Rolle und ist eng mit der Thematik der **Adoleszenz** verbunden. Den Interviewpartnerinnen ist gemein, dass sie innerhalb ihrer Familien eine starke geschlechtsspezifische Sozialisation erlebt haben. Dies impliziert eine klare Vorstellung seitens der Familie, wie sich ihre Töchter in Bezug auf Kleidung, Beziehungen und insbesondere in Bezug auf die Sexualität zu verhalten haben. In Anlehnung an Schwarz (2007) stellt die Familie die Autorität dar, welche die geltenden Standards festsetzt. In der Pubertät beginnen die Interviewpartnerinnen diese Vorschriften in Frage zu stellen. Durch diese Verneinung der von der Autorität festgesetzten Standards beginnen sie ihre emanzipatorischen Prozesse und treten nach Schwarz (2007) von der Dependenz in die Konterdependenz ein.

A. erfährt beispielsweise bereits sehr früh, wie sich ein „richtiges Mädchen“ zu verhalten und zu kleiden hat. Um innerhalb der Familie Anerkennung zu erhalten, versucht sie zunächst, der vom Grossvater väterlicherseits erwarteten Art und Weise der Geschlechtsinszenierung (gender) gerecht zu werden. Als dies nicht gelingt, beginnt sie in der Pubertät die Geschlechtnormen zu hinterfragen sowie für sich eigenständig zu interpretieren. Sie versucht, sich innerhalb der zwei sich kontrastierenden Familiensysteme mütterlicher- und väterlicherseits (liberal versus konservativ) zu orientieren und vermehrt zu positionieren, was jedoch mit inneren Spannungen und Loyalitätskonflikten verbunden ist. Schlussendlich steht sie dafür ein, eine Frau zu sein, die *„selber auch Entscheidungen treffen“* (Transkript Interview 1, Z. 233) kann. Nach einer langen inneren Auseinandersetzung entscheidet sie sich, ihre Homosexualität offen auszuleben. Das Coming-out, und damit das Abweichen von der heterosexuellen Zwangsmatrix, (Butler, 1991, vgl. Kapitel 3.1) geht für sie mit einem grossen Spannungsverhältnis einher. Sie fürchtet in den Worten von Schwarz (2007) um den Verlust des Sozialbezuges, insbesondere innerhalb ihres Freundeskreises und seitens des Grossvaters. Es bleibt bis zum Schluss des Interviews unklar, inwiefern der Grossvater wirklich realisiert, dass sie homosexuell ist. Obwohl sie schildert, dass ihre Eltern mit ihrer Homosexualität keine Schwierigkeiten haben, ist dieses Thema für sie mit Spannungen verbunden und kann innerhalb der Familie nicht vollständig enttabuisiert werden.

Auch B. sieht sich mit einem starken geschlechtsspezifischen Verhaltenskodex konfrontiert. Ihre Eltern untersagen ihr männliche Kollegen, geschweige denn einen Freund oder Sex vor der Ehe zu haben. Auch sollen Frauen keine kurze Kleidung tragen, später einmal eine Familie gründen und diese umsorgen. B. wehrt sich sehr kraftvoll gegen diese traditionellen Geschlechterrollen, was mit familiären Konflikten und inneren emotionalen Spannungen einhergeht. Eingangs des Interviews wiederholt sie dementsprechend oft, wie unglücklich und traurig sie diese familiäre Situation gemacht hat. In der Adoleszenz beginnt sie sich gegen diese Vorschriften zu wehren, indem sie betont *„ich*

*mache das, was ich will“ (Transkript Interview 2, Z. 50) und „wenn ich jetzt mit 17, 18 Jahren Sex haben will, dann habe ich das“ (Transkript Interview 2, Z. 428-429).*

C. wächst ebenfalls in einer Familie auf, welche von ihr erwartet, nicht so jung einen Freund zu haben und das Thema der Sexualität tabuisiert: *„ich hatte sehr einen Freund und für uns ist das ein Tabu (...) das geht gar nicht“ (Transkript Interview 3, Z. 458).* Auch sie erlebt Unsicherheiten und Ambivalenzen, weil sie ihre Sexualität nicht der Norm entsprechend, d.h. „zu früh“, auslebt, sowie versucht sich von der Erwartung, als Frau Kinder haben zu müssen, argumentativ zu distanzieren. Auch die Familie von D. hat klare Erwartungen und Vorstellungen davon, wie sich eine Frau, insbesondere gegenüber Männern, zu verhalten hat und wie sie sich kleiden soll. Auch ihre Sexualität wird mittels religiösen, kulturellen und geschlechtsspezifischen Normen kontrolliert, von denen sie sich mit viel Kraft und anspruchsvollen inneren Spannungen zu distanzieren beginnt:

*Ich bin keine billige Frau, wie du meinst, also ich bin nicht so billig wie du es dir vorstellst, das habe ich auch, also meine Mutter hat mir auch sehr viel schlechte Sachen gesagt und ich habe einfach gewusst, ich habe einen Freund (...) ich ziehe mich so an, ich gehe mit meinen Kolleginnen raus, ich gehe etwas trinken, ich mache ja nichts Falsches (Transkript Interview 4, Z. 739-743).*

Interessant ist die Beobachtung, dass sich die Standards und Tabus in erster Linie auf die **Sexualität** der jungen Frauen beziehen und mit religiös begründeten Geschlechternormen verwoben sind. Eine Ausnahme bildet C. Bei ihr war die Religion während des gesamten Interviews kein Thema.

Wie bereits erwähnt, beginnen alle vier jungen Frauen in der Adoleszenz die Standards der Eltern oder Grosseltern zu hinterfragen, was mit Spannungen und einer Distanzierung von ihren Familien einhergeht. Die Distanzierung vollzieht sich nicht bei allen in gleichem Ausmass. Am grössten ist die Distanzierung bei D. Bei ihr kommt es zu einem Bruch mit der Familie. Sie zieht aus und verliert den familiären Rahmen fast gänzlich. A. beginnt sich erst langsam durch den Beginn des Studiums und damit einhergehend des Wegzugs von zu Hause zu distanzieren. Sie besucht ihre Familie am Wochenende jedoch noch regelmässig. C. hat den familiären Rahmen durch die Trennung ihrer Eltern bereits sehr früh verloren. B. distanziert sich stark von ihren Eltern, wohnt jedoch noch zu Hause und erfährt, dass ihr Vater nach langen Auseinandersetzungen ihren Forderungen doch ein Stück weit entgegenkommt. Trotz der verschiedenen Formen der Distanzierung von den Familien, ist den interviewten Frauen gemeinsam, dass sich der Prozess der Distanzierung an dem Punkt manifestiert, an dem ihre bisherige Sicht auf die Welt fraglich wird, weil sie neue Erfahrungen machen, welche von der Welt ihrer Eltern abweichen. Nach Schwarz (2007) ermöglichen diese neuen Erfahrungen eine Relativierung der von der Autorität gesetzten Standards. A. erfährt beispielsweise in ihrer Jugend

durch Freundinnen, dass es in Ordnung ist, eine Frau zu sein. Die anderen drei Frauen berichten, dass der Mädchentreff für sie eine solche aussenstehende Autorität war, welche ihnen half, die Autorität ihrer Eltern zu hinterfragen und zu sehen, dass das Leben auch anders möglich ist. C. berichtet beispielsweise, dass sie im Mädchentreff aufgeklärt wurde und hier erfahren hat, dass es in Ordnung ist, einen Freund zu haben und selbstbestimmt über die eigene Sexualität zu entscheiden. Auch B. und D. erhalten im Mädchentreff Unterstützung, als es ihnen wegen den Konflikten zu Hause psychisch nicht mehr gut geht. Diese externen Autoritäten helfen den jungen Frauen, die Autorität ihrer Eltern zu hinterfragen und emanzipatorische Prozesse anzustossen. Die Jugendlichen beginnen, ihre Erfahrungen in der primären Sozialisation zu reflektieren, was auch ein Hinterfragen der Handlungsmuster und Verhaltensweisen der Eltern oder Grosseltern impliziert und zu einer Distanzierung von den traditionellen Einstellungen und Ideologien ihrer Familien führt. Dies führt zu einem Bruch mit dem traditionellen Familienbild und damit einhergehend zu einer umfassenden Distanzierung von den traditionellen Geschlechterrollenentwürfen. Nach Schwarz (2007) ist das Neinsagen ein zentraler Moment der Emanzipation. Dieser Moment des Neinsagens ist bei allen vier interviewten Frauen zu beobachten. Zunächst versuchen sie, mit ihren Eltern oder Grosseltern ins Gespräch zu kommen und die gesetzten Standards neu zu verhandeln. Dies stellt bei allen vier Frauen eine Herausforderung dar und geht für sie mit inneren emotionalen Spannungsverhältnissen einher. Bei A. hat es die schmerzliche Folge, dass sie von ihrem Grossvater ignoriert wird. Auch B. wiederholt mehrfach, dass sie unglücklich und traurig ist, da ihre Eltern nicht auf sie eingehen und ihr die gewünschten Freiräume nicht gewähren. C. kann mit ihrer Mutter kaum neu verhandeln, da diese abwesend ist und sich den Auseinandersetzungen nicht stellt. D. erfährt eine fundamentale Abwertung und wird als Schande bezeichnet, als sie zu Hause offenlegt, einen Freund zu haben.

Das Neuverhandeln der Standards gelingt zunächst nicht im Rahmen eines offenen Diskurses. Anhand von Schwarz (2007) konnte aufgezeigt werden, dass hierfür eine reife und emanzipierte Gruppe notwendig wäre. Inwieweit die Gruppe in der Lage ist, den oder die Einzelne an einer Entscheidung beteiligen zu lassen, entscheidet, inwieweit sich eine Gruppe emanzipiert hat und somit dem Individuum innerhalb der Gruppe Selbständigkeit zugesteht. Die Familien der jungen Frauen können zunächst nicht als reife oder emanzipierte Gruppen bezeichnet werden.

In der Folge begehen alle vier jungen Frauen einen Tabubruch und setzen dadurch ihre emanzipatorischen Prozesse fort. Interessanterweise begehen sie diesen Tabubruch alle mittels ihrer Sexualität: B., C. und D. haben einen Freund, obwohl die Eltern ihnen dies verbieten. A. hat eine Freundin und steht zu ihrer Homosexualität. Durch diesen Tabubruch verlassen sie die Sicherheit der Dependenz und treten in die Konterdependenz ein. Dieser emanzipatorische Schritt hat jedoch eine Krise zur Folge. Schwarz (2007) nennt es die Krise der Einsamkeit, die mit dem Verlassen der

Dependenz und damit mit der Erkenntnis einhergeht, dass die Welt der Eltern nicht die einzige Welt ist. Es kommt zu einer Kollision mit bisherigen Handlungsmustern, welche zum krisenhaften Erleben beiträgt. Die jungen Frauen hören damit auf, ihr Verhalten so auszurichten, dass sie von der Familie Anerkennung erhalten. C. berichtet beispielsweise, dass sie nicht mehr das brave und schüchterne Mädchen sei. A. hört damit auf, ihr Äusseres möglichst feminin erscheinen zu lassen. B. und D. kleiden sich beispielsweise ihrem Geschmack und nicht mehr den religiösen und kulturellen Normen entsprechend. Alle vier lassen sich ihre Paarbeziehung nicht verbieten. Anhand von Schwarz (2007) konnte aufgezeigt werden, dass der Sozialbezug verloren gehen kann, wenn man sich nicht den Standards der Gruppe unterwirft und die Gruppe zeitgleich nicht in der Lage ist, sich weiterzuentwickeln und sich ebenfalls zu emanzipieren. Die Krise der Einsamkeit zeigte sich bei der Auswertung des Materials deutlich. Jede der vier Frauen äusserte auf ihre Art und Weise, sich irgendwie dazwischen, nirgends zu Hause, alleine und verloren zu fühlen. Diese Krise der Einsamkeit geht mit inneren, emotional anspruchsvollen Spannungsverhältnissen einher. Bei D. nimmt die Krise der Einsamkeit einen äusserst grossen Raum bei den Erzählungen ein. Dies hängt sicherlich damit zusammen, dass sie als Einzige der vier Frauen von zu Hause ausziehen muss, weil für sie die Spannungsverhältnisse nicht zu ertragen sind und ihren Lehrabschluss gefährden. Am Ende der Interviews wird jedoch bei allen vier Frauen ersichtlich, dass ihre emanzipatorischen Bestrebungen die Familien nicht unberührt lassen. Der Vater von B. lässt sich beispielsweise auf ein Gespräch mit dem Mädchentreff und der Schule ein und realisiert, wie schlecht es seiner Tochter geht. In der Folge lockert er die Regeln zu Hause. Dies stellt zwar weiterhin eine patriarchale Struktur da, weil der Mann als Familienoberhaupt die Standards neu setzt. Dennoch führt es für B. zu einer Erleichterung. Auch D. erwähnt am Ende des Interviews, dass ihre Eltern zu realisieren beginnen, wie schlecht es ihr geht, als sie in die Psychotherapie muss. B. berichtet, dass ihre Mutter sie in der Zwischenzeit auch ermutigt, abends wegzugehen und ihre Jugend zu geniessen. A. ist soeben von zu Hause ausgezogen. Hier wird sich wohl erst noch zeigen, wie sich die Beziehung zur Familie in Zukunft weiterentwickeln und gestalten wird.

In Anlehnung an Schwarz (2007) befinden sich die Frauen in der Konterdependenz. Die erlebte Krise der Einsamkeit geht damit einher, dass ein neuer Sozialbezug in Form einer Zugehörigkeit zu einer emanzipierten, interdependenten Gruppe noch kaum erfolgt ist. Hier wird ersichtlich, wie lange und anspruchsvoll der Weg der Emanzipation ist. Emanzipation ist nicht als Endzustand, sondern als ein Prozess – ein lebenslanger Prozess – zu verstehen. Dies hängt damit zusammen, dass Emanzipation nicht losgelöst von einem Sozialbezug, dem sozialen Kontext, d.h. der Gruppe, welcher das Individuum angehört, gedacht werden kann und in der Interaktion mit anderen immer wieder hergestellt werden muss. In diesem Sinne geht Emanzipation über einen naiv verstandenen Egozentrismus hinaus, im Sinne von „ich habe mich befreit“. Natürlich gibt es bei der Emanzipation einen Eigenanteil. Dieser ist

den jungen Frauen grösstenteils bewusst und erfüllt sie mit einem gewissen Stolz. B. präsentiert ihre emanzipatorischen Prozesse beispielsweise mit einer unglaublichen Kraft und Euphorie. Ihr ist bewusst, dass sie viel erreicht und sich viel erkämpft hat. Auch D. und C. sind auf ihre hart erarbeitete Selbstständigkeit stolz. A. erzählt, dass sie durch die spannungsvollen Auseinandersetzungen zum Thema Geschlecht und Homosexualität viel gelernt hat. Graf (1996) geht mit seinem Mündigkeitsverständnis (vgl. Kapitel 3.2) ebenfalls über das naiv verstandene, auf Eigenleistung reduzierte, Emanzipationsverständnis hinaus. Mündigkeit umfasst die Bewusstheit über die eigene Erfahrung in einem sozialen Kontext. Dies bedeutet, dass ein Individuum durch individuelle Bildungsprozesse die Fähigkeit erlangt, sich der gesellschaftlichen Dimension der eigenen Biografie bewusst zu werden. Schwarz (2007) spricht in diesem Zusammenhang von der Bewusstheit des Sozialbezuges. Diese soziale Bedingtheit von Emanzipationsprozessen ist von den Interviewteilnehmerinnen im Gegensatz zu der oben erwähnten Eigenleistung grösstenteils noch nicht bewusst reflektiert worden. Im Vordergrund der Wahrnehmung steht die Eigenleistung in Bezug auf ihre emanzipatorischen Prozesse. Diese Eigenleistung ist in keiner Weise kleinzureden. Wie eingangs dieser Arbeit jedoch aufgezeigt, kann Emanzipation nicht auf eine individuelle Perspektive reduziert werden, sondern muss mit der gesellschaftlichen und strukturellen Ebene in Verbindung gebracht werden (vgl. Kapitel 1). Es ist zu vermuten, dass den Frauen dieser noch nicht bewusste Sozialbezug ihrer emanzipatorischen Prozesse im Verlauf weiterer Bildungsprozesse vermehrt bewusst werden wird. Oder anders formuliert: Das Bewusstsein über die soziale Bedingtheit der eigenen Geschichte und der eigenen Emanzipation ist eine Frage von Bildung und zeigt den Grad von Mündigkeit an.

**Zusammenfassend** kann festgehalten werden, dass sich die Spannungsverhältnisse der emanzipatorischen Prozesse in erster Linie auf die **Familien** beziehen und eng mit der **Adoleszenz**, dem **Geschlecht** sowie der **Sexualität** der jungen Frauen verwoben sind. Die Frauen beginnen sich von ihren Familien loszulösen und zu emanzipieren, was mit Konflikten und Spannungen verbunden ist. Die Adoleszenz spielt eine zentrale Rolle, da sich die Interviewpartnerinnen alle in einem Alter befinden, in welchem das Loslösen von der Familie eine zentrale Bewältigungsaufgabe darstellt. Das Geschlecht wiederum steht in engem Zusammenhang mit der Familie. Alle vier Frauen haben eine stark geschlechtsspezifische Sozialisation erlebt, welche mit klaren Geschlechternormen und Geschlechterrollenentwürfen einhergeht. Von den traditionellen Geschlechterrollen beginnen sich alle vier Frauen zu emanzipieren. Gemeinsam ist ihnen auch, dass sie den Tabubruch mittels ihrer Sexualität begehen und dadurch beginnen, eigenständig und selbstbestimmt über ihre Sexualität zu verfügen.

An dieser Stelle wird nun auf die **intersektionalen Differenzkategorien** eingegangen. Degele und Winker (2010) bestimmen die Kategorien Rasse, Klasse, Geschlecht und Körper als relevante

Strukturkategorien (vgl. Kapitel 3.1). Es kann festgehalten werden, dass sich von diesen vier Strukturkategorien bei der Datenauswertung lediglich das Geschlecht und damit zusammenhängend die *Sexualität* als durchgehend relevante Kategorie herauskristallisiert hat. Degele und Winker (2010) gehen davon aus, dass die Kategorie Geschlecht nicht von der sexuellen Orientierung getrennt werden kann (stellt bei ihnen eine gemeinsame Kategorie dar). Die sexuelle Orientierung stellte sich bei A. als zentrale Kategorie heraus. Bei den anderen Frauen wurde sie nicht explizit erwähnt. Dies hängt vermutlich damit zusammen, dass sie durch ihre Heterosexualität nicht von der Norm abweichen. Degele und Winker (2010) zeigen auf, dass die selbstverständlichen, d.h. der geltenden Norm entsprechenden Positionen oft nicht erwähnt werden (S. 83). Dies ist bei A. beispielsweise bei der Kategorie Rasse und Klasse der Fall. In ihren Erzählungen spielen diese Kategorien keine Rolle. A. ist Schweizerin und weicht damit weder visuell noch sprachlich von der Mehrheitsgesellschaft ab. Aus diesem Grund expliziert sie diese Kategorien vermutlich nicht. Bei den anderen drei Frauen werden die Kategorien Klasse und Rasse teilweise erwähnt. In Bezug auf die emanzipatorischen Prozesse stellen sie sich jedoch nicht als die relevanten Kategorien heraus. Natürlich konnte im Material sichtbar werden, dass die jungen Frauen in unterschiedliche rassistisch und klassenbedingte Herrschaftsverhältnisse verstrickt sind und dadurch Diskriminierung erfahren. C. beispielsweise wird in der Schule von den Lehrpersonen aufgrund ihres Migrationshintergrundes diskriminiert. Bei B. wird sichtbar, wie hart sie für ihre Einbürgerung kämpfen muss, obwohl sie fließend schweizerdeutsch spricht, grösstenteils hier zur Schule gegangen ist und gut integriert ist. Weiter hat die Lehre oder das Studium bei den jungen Frauen durchgehend einen hohen Stellenwert. Die Ausbildung könnte der Strukturkategorie Klasse zugeordnet werden und ist mit der Kategorie des Geschlechts verwoben: Es ist allen vier jungen Frauen wichtig, eine Lehre oder Ausbildung zu absolvieren, um in Zukunft auf eigenen Beinen stehen, d.h. insbesondere von Männern finanziell unabhängig sein zu können. Dadurch erhoffen sie sich, nicht an ein traditionelles Familien- und Rollenmodell gebunden zu sein. Klasse und Rasse kommen in den Erzählungen punktuell vor, spielen aber gegenüber dem Geschlecht eine untergeordnete Rolle. Von der von Degele und Winker (2010) zur Auswahl gestellten Differenzkategorien hat sich lediglich das Geschlecht als relevante Strukturkategorie herausgestellt. An dieser Stelle muss kritisch reflektiert werden, dass die Tatsache, dass die Kategorie des Geschlechts in allen vier Interviews durchgehend eine zentrale Rolle spielt, sicherlich zum Teil mit der Problematik der Reifizierung zusammenhängt. Indem im Sampling nur Frauen berücksichtigt wurden, wird das Geschlecht selbstverständlich zum Gegenstand. Auf der anderen Seite hat die Analyse gezeigt, dass das Geschlecht bis heute tatsächlich immer noch eine zentrale Kategorie sozialer Ungleichheit darstellt, aufgrund welcher die vier interviewten Frauen diverse Diskriminierungserfahrungen machten.

Wie bereits erwähnt, ist die Kategorie des Geschlechts eng mit der Sexualität oder der sexuellen Orientierung verwoben und kann nach Degele und Winker (2010) nicht davon getrennt werden. Diese enge Verwobenheit von Geschlecht und Sexualität hat sich in der Analyse des Materials bestätigt. Explizit wird die Kategorie der sexuellen Orientierung lediglich bei A. thematisiert. Die Sexualität spielt jedoch bei allen vier Frauen eine zentrale Rolle. Dies wird insbesondere daran ersichtlich, dass sie alle den Tabubruch mittels ihrer Sexualität begehen. Die selbstbestimmte Sexualität ist somit bei allen vier Frauen ein wichtiger emanzipatorischer Moment. Sie distanzieren und emanzipieren sich dadurch von den traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen.

Neben der Kategorie des Geschlechts haben sich die **Familie** sowie die **Adoleszenz** als zentrale Themen in den Interviews herauskristallisiert. Hier wird die Problematik, die mit Kategorisierungen einhergeht, sichtbar: wie bereits zu Beginn des 5. Kapitels erwähnt, stellen Familie und Adoleszenz keine intersektionale Differenzkategorien nach Degele und Winker (2010) dar. Die Adoleszenz kann am ehesten noch der Kategorie **Alter** zugeordnet werden, welche bei Degele und Winker (2010) der Strukturkategorie Körper unterstellt ist. An dieser Stelle muss jedoch erwähnt werden, dass Degele und Winker (2010) die Kategorie inhaltlich und hermeneutisch anders füllen, als sie sich am Material der vorliegenden Masterthesis zeigt. Degele und Winker (2010) erachten die Kategorie Alter als relevant in Bezug auf die Möglichkeit einer arbeitsmarktlichen Integration. In den Interviews hingegen spielt das Alter eine zentrale Rolle in Zusammenhang mit dem Erwachsenwerden und umfasst inhaltlich somit individuelle Lern-, Bildungs- und Reifungsprozesse. Auch die Kategorie Körper, welche bei A. eine Rolle spielt, ist hermeneutisch anders gefüllt, als von Degele und Winker (2010) definiert. Die Kategorie Körper definieren sie in Hinblick auf die Stellung eines Individuums zum Arbeitsmarkt. Dies spricht A. jedoch im Verlauf des Interviews nicht an. Die körperliche Einschränkung, die sie durch die Kopfschmerzen erfährt, bringt sie nicht mit ihren Chancen auf eine arbeitsmarktliche Integration in Verbindung. Vielmehr stehen die Kopfschmerzen in Wechselwirkung mit ihrer Familiengeschichte. Darüber hinaus prägen sie ihre Adoleszenz und damit einhergehend ihre Möglichkeiten zur Loslösung von der Familie.

**Zusammenfassend** hat die Datenanalyse ergeben, dass die emanzipatorischen Prozesse nicht in erster Linie entlang der von Degele und Winker (2010) vorgegebenen intersektionalen Differenzkategorien verlaufen. Zwar wird im Material sichtbar, dass die jungen Frauen in unterschiedliche Herrschaftsverhältnisse verstrickt, sowie unterschiedlichen Diskriminierungen ausgesetzt sind, welche intersektionalen Differenzkategorien zugeordnet werden können. Es hat sich jedoch gezeigt, dass die emanzipatorischen Prozesse nur ausschnitthaft Bezug auf die Kategorisierungen nehmen oder hermeneutisch anders zu interpretieren sind, als es Degele und Winker (2010) vorschlagen. Im Forschungsprozess stellte sich heraus, dass mit der „intersektionalen Brille“ vieles nicht erfasst werden

kann, was in der konkreten Praxis, in der Mikropolitik des alltäglichen Erlebens der jungen Frauen an emanzipatorischen Spannungsverhältnissen vorhanden ist. Bei der Auswertung des Materials hat sich gezeigt, dass das intersektionale Mehrebenenanalysemodell nach Degele und Winker (2010) nicht ausreichend ist, um die von den Frauen erlebten Spannungsverhältnisse in Bezug auf ihre emanzipatorischen Prozesse zu analysieren. Die Thematiken der Familie und Adoleszenz konnten mittels intersektionaler Differenzkategorien nicht eingefangen werden. Die zentralen Spannungsverhältnisse, welche sich auf emanzipatorische Prozesse in Zusammenhang mit der Familie und der Adoleszenz beziehen, hätten mit der Intersektionalität alleine nicht bearbeitet werden können. Diese Erkenntnis führte dazu, dass das methodische Vorgehen sowie die theoretische Grundlage während der Masterthesis erweitert werden mussten, damit nicht eine an der Forschungsfrage vorbei gehende Deskription von intersektionalen Differenzkategorien getätigt wird. Dies geschah im Theorieteil mittels der Ergänzung des Emanzipationsverständnisses nach Schwarz (2007). Im Methodenteil wurde diese Lücke in der intersektionalen Mehrebenenanalyse mittels eines hermeneutischen Zugangs im Rahmen von Forschungswerkstätten überbrückt (siehe vertiefte Methodenreflexion im nachfolgenden Kapitel).

In Bezug auf die Beantwortung der Forschungsfrage nach der kritischen Beurteilung und Bewertung intersektionaler Differenzkategorien, besteht die Haupteckkenntnis darin, dass das Arbeiten mit Kategorien nicht unproblematisch ist und man, wenn das Forschungsergebnis wirklich offen sein soll, für die Möglichkeit offen bleiben muss, dass sich eine Kategorie „nicht zeigt“ bzw. „nicht geschieht“. Kategorien sind zweifelsohne Orientierungspunkte für die Beobachtenden (Forschenden) (Hirschauer, 2014, S. 180-181) und können helfen, gewisse soziale Tatsachen zu beleuchten und zu erklären. Nach Hirschauer (2014) ist die Seite der *Herstellung* von Unterscheidungen (Herstellung von Kategorien) oft gut dokumentiert. Es wird beschrieben, wie die Kategorien im Material gesucht und herausgearbeitet werden. Die Seite des *Gebrauchs* dieser Kategorien durch soziale Prozesse ist seiner Meinung nach dagegen oft unterbelichtet (S. 180-181). Qualitative Sozialforschung hat es immer mit aschematischen Personen zu tun (Hirschauer, 2014, S. 183). Ob die im Vorhinein bestimmten Kategorien von den Akteur\*innen auch wirklich selbst genutzt und als relevant erachtet werden, muss daher bei jeder Untersuchung immer wieder neu geklärt und darf nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Hirschauer (2014) spricht in diesem Zusammenhang von dem Konzept des Undoing Differences. Er versteht darunter empirische Ruhestände und meint damit, dass sich eine Kategorie eben nicht als relevant erweist oder situativ wirkt. Beispielsweise kann in einer Biografie die Relevanzkurve von Alter in der Adoleszenz hoch sein, in der Mitte des Lebens abflachen und am Ende des Lebens wieder ansteigen (Hirschauer, 2014, S. 184).

**Abschliessend** kann die Forschungsfrage folgendermassen kurz und prägnant beantwortet werden: In Zusammenhang mit den emanzipatorischen Spannungsverhältnissen haben sich die Familie, das Alter (Adoleszenz) sowie das Geschlecht und damit zusammenhängend die Sexualität der jungen Frauen als relevant herauskristallisiert. Die emanzipatorischen Bewegungen verlaufen entlang des von Schwarz (2007) beschriebenen emanzipatorischen Entwicklungsmusters von der Dependenz über die Konterdependenz zur Interdependenz. Die Frauen befinden sich alle in der Konterdependenz. Das Verlassen der Dependenz ist mit vielen emotionalen Spannungsverhältnissen, insbesondere mit der Krise der Einsamkeit verknüpft. In dieser Einsamkeit suchen die jungen Frauen nach Neuorientierungen innerhalb eines tragfähigen sozialen Umfeldes, welches jedoch schwer zu finden und aufzubauen ist. Das Finden und Eingehen von interdependenten Beziehungen ist bei allen vier Frauen noch nicht erfolgt. Als relevante intersektionale Differenzkategorie hat sich das Geschlecht und die sexuelle Orientierung, bzw. die Sexualität der Frauen herauskristallisiert. Die intersektionalen Differenzkategorien waren jedoch nicht ausreichend, um die Vielschichtigkeit und Komplexität der emanzipatorischen Prozesse zu erfassen. Das intersektionale Mehrebenenanalysemodell nach Degele und Winker (2010) musste für die Beantwortung der Forschungsfrage theoretisch wie methodisch ergänzt werden.

Da die methodische Vorgehensweise anhand des intersektionalen Mehrebenenanalysemodells eine besondere Herausforderung während des Forschungsprozesses der vorliegenden Masterthesis darstellte, findet im folgenden Kapitel eine vertiefte Reflexion der Methode sowie des Forschungsprozesses statt.

## 6.2 Reflexion des Forschungsprozesses

Für einen gelingenden Forschungsprozess ist die Auswahl und Anwendung einer zur Forschungsfrage passenden Methode zentral (Erich Otto Graf, 2010, S. 260). Die Reflexion der Methodenwahl und der damit zusammenhängende Verlauf des Forschungsprozesses stellen wichtige Gütekriterien wissenschaftlichen Arbeitens dar. Aus diesem Grund widmet sich dieses Kapitel der Reflexion des Forschungsprozesses und geht dabei auf Möglichkeiten und Grenzen der angewendeten Theorien und Methoden ein.

Das methodische Vorgehen bei der Datenauswertung stellte in dieser Masterthesis eine Herausforderung dar. Es war derjenige Ort, an dem der Forschungsprozess mehrfach ins Stocken geraten ist. Die Spannungen haben sich während der Auswertung der Interviews anhand der intersektionalen Mehrebenenanalyse ergeben. Nach Erich Otto Graf (2010) kann man Forschen nur lernen, indem man forscht. Dies bedeutet, dass man eine gewisse Fehlertoleranz entwickeln muss. Nach Erich Otto Erich Otto Graf (2010) nützt es für den Erwerb der Forschungskompetenz in der Regel

aber nur wenig, wenn man vorgängig unzählige Methodenbücher liest. Methodenbücher seien so nutzlos wie Kochbücher, wenn man hungrig sei, da man sie nicht essen könne und wenn man es trotzdem versuche, realisiere, dass sie meist schwerverdaulich seien. Die Lehrbücher helfen seiner Meinung nach meist erst, wenn der Forschungsprozess bereits im Stocken ist. Meistens stellt man dann doch fest, dass es tatsächlich stimmt, was im Methodenbuch steht und man diesen oder jenen Fehler hätte vermeiden können (S. 69). Aufgrund des ins Stocken geratenen Forschungsprozesses fand eine vertiefte Reflexion<sup>19</sup> des für die vorliegende Masterthesis wichtigen, theoretischen und methodischen Bezugspunktes – dem intersektionalen Mehrebenenanalysemodell nach Degele und Winker (2010) – statt. Dies führte zu Anpassungen und Optimierungen der methodischen Vorgehensweise. Der intersektionale Fokus prägte den Verlauf der vorliegenden Arbeit und deren Ergebnisse, da jede Theorie- und Methodenwahl immer auch einen Ausschluss von anderen Themen, Theorien und Diskursen zur Folge hat.

Das intersektionale Mehrebenenanalysemodell hat sich besonders für den empirischen Teil der Arbeit als herausfordernde Wahl herausgestellt. Die Spannungen haben sich während der Interviewauswertung ergeben. Es stellte sich zunehmend die Frage, ob die Kategorien, die verwendet werden und verwendet werden müssen, wenn mit dem Konzept der Intersektionalität gearbeitet wird, geeignet sind, um die Vielschichtigkeit der Praxis (Interviews) begreifen zu können. Es zeigte sich zunehmend, dass die Differenzkategorien die Komplexität und Vielfalt der konkreten Erfahrungen der jungen Frauen theoretisch wie empirisch nicht zu fassen vermögen, da die emanzipatorischen Prozesse oft nicht entlang der intersektionalen Differenzkategorien verlaufen oder darauf reduziert werden können. Die Komplexität und Spezifität emanzipatorischer Prozesse konnte nicht auf die von Degele und Winker (2010) ausgewählte Gruppe von Kategorien (Geschlecht, Rasse, Klasse, Körper) beschränkt werden, da sich das Material gegenüber diesen Typisierungsversuchen äusserst sperrig verhielt. Natürlich liessen sich intersektionale Kategorien im Material erkennen. Das Herausarbeiten von intersektionalen Kategorien war darüber hinaus auch für den zweiten Teil der Forschungsfrage, die Frage, wie Emanzipationsprozesse vor dem Hintergrund von *intersektionalen Differenzkategorien* kritisch zu diskutieren und zu bewerten sind, notwendig. Das intersektionale Mehrebenenanalysemodell hat sich als wertvoll in Hinblick auf das Bewusstwerden der Komplexität und Wechselwirkung von ungleichheitsgenerierenden Kategorien erwiesen. Die von Degele und Winker (2010) vorgeschlagenen acht methodologischen Schritte sind sehr umfangreich und bringen gewiss viele Erkenntnisse über die Verwobenheit von ungleichheitsgenerierenden Kategorien. Darüber hinaus sind die methodischen Schritte bei Winker und Degele (2010) theoretisch gut fundiert. Ihre

---

<sup>19</sup> Die Reflexion fand in erster Linie anhand des Textes von Hirschauer (2014) „Un/ doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten“, der von Theodor W. Adorno am 14.5.1964 gehaltenen 2. Vorlesung (herausgegeben von Adorno, 2008, S. 23-36), sowie des Textes von Villa (2013) „Verkörperung ist immer mehr. Intersektionalität, Subjektivierung und der Körper“ statt.

Wahl für die deduktiv gesetzten Kategorien und Ebenen ist theoretisch gut begründet. Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Masterthesis geht jedoch mit seinem Fokus auf emanzipatorische Prozesse über eine Deskription ungleichheitsgenerierender Kategorien und die Analyse derer Wechselwirkungen hinaus.

Während der Auswertung kam vermehrt Unbehagen auf, ob dem Material durch das „Überstülpen“ von Kategorien „Gewalt“ angetan wird. Nach Hirschauer (2014) ist die Seite der Herstellung von Unterscheidungen (theoretische Differenzkategorien) in der Literatur gut dokumentiert. Es sei gut beschrieben, wie die Kategorien im Material gesucht und herausgearbeitet werden können. Dies lässt sich auch beim intersektionalen Mehrebenenanalysemodell von Degele und Winker (2010) bestätigen. Die Seite des Gebrauchs durch die soziale Praxis ist nach Hirschauer (2014) dagegen oft unterbelichtet. Er ist der Ansicht, dass die Kategorien zweifelsohne Orientierungspunkte für die Beobachtenden (Forschenden) darstellen. Ob diese Kategorien aber von den Akteurinnen und Akteuren auch wirklich selbst genutzt und als relevant erachtet werden, bleibt oft ungeklärt (S. 180-181). Degele und Winker (2010) halten zwar fest, dass theoretische Kategorien nicht unbedingt Kategorien der Empirie sind und sich nicht alles konzeptualisieren und kategorisieren lässt (S. 64). Dennoch erlaubt ihr intersektionales Mehrebenenanalysemodell nur bedingt eine offene Herangehensweise an das Material. Diese Offenheit im Sinne einer induktiven Herangehensweise an das Material sehen Degele und Winker (2010) in ihrem Mehrebenenanalysemodell lediglich auf der Mikroebene der Identitätsbildung vor. Aber auch hier ist die Offenheit gegenüber dem Material nur bedingt vorhanden, da sich der Fokus der Analyse auf die Konstruktion von Identität anhand von Differenzkategorien, wie „ich bin jung - also bin ich nicht alt“ oder „ich bin homosexuell – also bin ich nicht heterosexuell“, beschränkt. Ansonsten sieht das Modell bei der Analyse eine relativ stark strukturierte Vorgehensweise anhand der im Voraus deduktiv festgesetzten Kategorien vor. Die Frage nach Spannungsverhältnissen, welche sich aus Emanzipationsbemühungen ergeben, lassen sich jedoch weder auf die Frage nach der Konstruktion von Identitätskategorien reduzieren, noch vermögen die vier vorgegebenen Strukturkategorien Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper die Vielschichtigkeit und Komplexität von Emanzipationsbewegungen empirisch zu fassen.

Aus diesem Grund musste das methodologische Vorgehen im Verlauf des Forschungsprozesses erweitert werden. Mit dem Kodieren nach der Grounded Theory, welches nicht nach deduktiv vorgegebenen Kategorien funktioniert, konnte mit einer grösseren Offenheit an das Material herangehen werden. Dies ermöglichte, die individuellen Geschichten und die damit einhergehende Heterogenität individueller Emanzipationsprozessen zutage zu fördern. Auch die Forschungswerkstätten haben mit ihrem hermeneutischen Zugang einen grossen Beitrag zum tieferen Verständnis der emanzipatorischen Prozesse im Leben der vier interviewten Frauen beigetragen. In

den Worten von Adorno (2008) wurde es möglich „durch die Versenkung in die Konkretion über das bloss Faktische hinauszukommen“ (S. 24).

Die Methodenreflexion, die durch die Spannungen bei der Auswertung mit dem intersektionalen Mehrebenenanalysemodell ausgelöst wurde, führte mitten in die Auseinandersetzung des sogenannten Positivismusstreits. Adorno (2008) kritisiert das in der positivistischen Wissenschaft vorherrschende Theorieverständnis, wonach die Theorie einer einfachen klassifikatorischen Logik folgt, d.h. in der Ordnung von Materialien und in der Bildung logischer Klassen besteht. Eine solche Theorie liegt in der Entfernung von dem faktischen Material und wird zu einem Gehäuse mit verhältnismässig leeren Begriffen, anstatt dass sie aus dem Material selber herausspringt (Adorno, 2008, S. 26). Nach Adorno (2008) beschränkt sich eine positivistische Vorgehensweise auf das (positiv) Faktische, das sogenannte „fact finding“ (S. 28). Die während des Forschungsprozesses erfahrenen Spannungsverhältnisse mit dem intersektionalen Mehrebenenanalysemodell können mit den Aussagen von Adorno (2008) in Verbindung gebracht werden. Bei der Anwendung des intersektionalen Analysemodells besteht die Gefahr, nicht über die Deskription von ungleichheitsgenerierenden Kategorien hinaus zu kommen sowie die Wirklichkeit durch die mit der Kategorienbildung einhergehende Fixierung sozialer Prozesse zu reduzieren (Bronner & Paulus, 2017, S. 101). Mit der Bildung von Kategorien geht immer etwas Entscheidendes verloren, da ein komplexer Sachverhalt in ein Schema „gepresst“ wird. Kategorien, mögen ihre Verschränkungen und Wechselwirkungen noch so ausdifferenziert werden, können die Komplexität des Einzelfalls nicht fassen.

Auch Böhnisch (2013) merkt kritisch an, dass beim Intersektionalitätsparadigma vieles in der Deskription „stecken geblieben“ sei und dialektisch angelegte Versuche bei der Theoriebildung kaum unternommen würden (S.264). Bei der Dialektik geht es um das Verstehen, in erster Linie um das Verstehen des Einzelfalls. Mit dem Verstehen des Einzelfalls geht ein Erkennen, Verstehen und Rekonstruieren der gesellschaftlichen Struktur einher. Die Dialektik ist der Ansicht, über das Faktische hinaus gehen zu müssen, um die gesellschaftliche Wirklichkeit tiefer verstehen zu können, die der Einzelfall zeigt. Die Dialektik geht davon aus, dass mit dem Sammeln von Fakten und mit deren anschliessender Klassifizierung kein gesamtheitliches Verstehen der Gesellschaft möglich ist. Das Verstehen ist in einem dialektischen Verständnis nicht über das Klassifizieren möglich.

Auch Hirschauer (2014) kritisiert eine standardisierte Sozialforschung, welche an die verführerische Klarheit alltagsweltlicher Kategorien anschliesst. Dies komme eher dem erhebungstechnischen Bedürfniss der Forschenden nach verlässlichen Variablen entgegen, als dem Selbstverständnis der Befragten. Nach Hirschauer (2014) ist die Typisierung mit der damit einhergehenden Unterstellung von Konstanz und Relevanz der Kategorien kritisch zu betrachten (S. 172).

In Anlehnung an Adorno (2008), Böhnisch (2013) und Hirschauer (2014), lassen sich Spannungen, welche sich während der Auswertung mit dem intersektionalen Mehrebenenanalysemodell nach Degele und Winker (2010) ergeben haben, durch das eher stark standardisierte Vorgehen bei der Datenauswertung, sowie durch das mit der Kategorienbildung einhergehende Fixieren und Reduzieren des Materials (soziale Praxis), erklären. In dieser Hinsicht lassen sich beim intersektionalen Mehrebenenanalysemodell postivistische Tendenzen vorfinden. Die Datenauswertung erfolgte aufgrund der soeben aufgeführten Erkenntnisse schlussendlich nicht wie ursprünglich geplant ausschliesslich anhand der intersektionalen Mehrebenenanalyse nach Degele und Winker (2010). Um den Erkenntnisgewinn der vorliegenden Untersuchung vertiefen und der Forschungsfrage gerecht werden zu können, erfolgte eine Erweiterung und Öffnung der methodischen Vorgehensweise: die Interviews wurden mittels dem Kodieren im Sinne der Grounded Theory nach Strauss und Corbin (1996) erneut überarbeitet sowie in Forschungswerkstätten in Gruppen diskutiert. Die Grounded Theory sowie die hermeneutische Arbeitsweise in den Forschungswerkstätten haben mit ihrer offenen Herangehensweise an das Material zu einem tieferen Verständnis des Einzelfalls geführt und stellten somit eine fruchtbare Ergänzung zum intersektionalen Analysemodell dar. Es hat sich während des Forschungsprozesses gezeigt, dass jede Methode ihre Vor- und Nachteile hat und gewisse Aspekte zu beleuchten vermag, während sie andere im Dunkeln lässt. Es geht nicht um die Frage nach DER einen richtigen Forschungsmethode, sondern darum, die unterschiedlichen Zugänge füreinander fruchtbar zu machen, im Sinne einer gegenseitigen Ergänzung.

Nicht nur methodologisch, auch theoretisch wurde das intersektionale Analysemodell während des Forschungsprozesses erweitert, bzw. mit weiterführender Literatur kombiniert. Es hat sich gezeigt, dass die Intersektionalität die Frage nach emanzipatorischen Prozessen theoretisch nicht bearbeitet. Somit musste auf den Text von Schwarz (2007) zurückgegriffen werden, um diese theoretische Lücke schliessen zu können.

Zum Schluss soll noch einmal kurz auf die Problematik der Reifizierung eingegangen werden. Das Sampling der vorliegenden Masterthesis berücksichtigte nur Frauen. Damit ging einher, dass die Kategorie „Frau“ im Vorhinein als relevante Kategorie in Bezug auf emanzipatorische Prozesse konstruiert wurde und das Geschlecht dadurch vergegenständlicht wurde. Natürlich spielte das Geschlecht in Bezug auf emanzipatorische Prozesse eine Rolle. Die vertiefte Auseinandersetzung mit der Thematik emanzipatorischer Prozesse zeigte jedoch, dass der Begriff der Emanzipation nicht auf „Frauen“ reduziert werden kann. Im Emanzipationsverständnis von Schwarz (2007) wird ersichtlich, dass nicht nur Frauen emanzipatorische Prozesse durchlaufen. Auch das in dieser Masterthesis erarbeitete Verständnis von Feminismus zeigt auf, dass sich das Befreien aus Abhängigkeitsverhältnissen auf alle Menschen bezieht. Interessant wäre daher eine Untersuchung, die

bei der Frage nach emanzipatorischen Prozessen genauso Männer oder Menschen mit keiner eindeutigen Geschlechtszuordnung miteinbeziehen würde. In Hinblick auf eine Gleichstellung der Geschlechter ist diese Perspektive auf Emanzipation von besonderer Relevanz.

### 6.3 Fazit und Ausblick

In der vorliegenden Masterthesis konnte aufgezeigt werden, wie vielschichtig und komplex emanzipatorische Prozesse sind. Der Weg der Emanzipation ist lang und anspruchsvoll. Emanzipation kann nicht als Endzustand, sondern nur als lebenslanger Prozess verstanden werden, der immer wieder mit diversen Krisen und Spannungsverhältnissen verbunden ist. Eine der zentralen Krisen, welche mit der Emanzipation einhergeht, ist die Krise der Einsamkeit. Man beginnt Gewohntes zu hinterfragen und löst sich aus bisher Vertrautem. Diese Distanzierung ist für die Identitätsfindung und für das Erlernen der Fähigkeit, eigenständige Entscheidungen zu treffen, unumgänglich. Sie stellt jedoch eine anspruchsvolle Bewältigungsaufgabe dar und kann mit Trauer verbunden sein. Sie hat mit Loslassen und Abschied von Bisherigem zu tun, während etwas Neues noch nicht vorhanden und erst im Entstehen ist. Dieses Gefühl des Dazwischenseins hat sich in allen vier Interviews als zentrale Erfahrung emanzipatorischer Prozesse herausgestellt, obwohl die damit verbundenen inneren Konflikte und Spannungsverhältnisse grösstenteils noch in der Latenz verborgen sind.

Es hat sich gezeigt, dass die Emanzipation eine doppelte Bewältigungsaufgabe impliziert: Man muss sich aus der Familie, aus bisher Vertrautem lösen. Aber wohin geht man anschliessend? Wo findet man neuen sozialen Anschluss? In welchen neuen Sozialbezug kommt man hinein? Emanzipation ist einerseits mit Einsamkeit verbunden, kann jedoch andererseits nicht im Alleingang und ohne Sozialbezug gedacht und erreicht werden. Der Mensch ist als soziales Wesen auf andere angewiesen und kann die Dependenz nicht vollumfänglich umgehen. Das Ziel der Emanzipation besteht darin, über den Weg des Hinterfragens und Standards-Verneinens, über die Krise der Einsamkeit, wieder einen neuen sozialen Anschluss zu finden und im Rahmen von reifen Gruppen mit interdependenten Mitgliedern einen reflektierten Umgang mit der nicht zu umgehenden Dependenz zu finden. Reife und emanzipierte Gruppen ermöglichen dem Individuum eine eigenständige Meinungsbildung und somit die Möglichkeit zur Freiheit in einem konkreten Sozialbezug. Emanzipatorische Prozesse gehen zwar immer über die Krise der Einsamkeit, welche für die Identitätsbildung fundamental ist, sollten im weiteren Verlauf jedoch im Sinne der Interdependenz wieder in einen Sozialbezug münden. Emanzipiert sein bedeutet folglich nicht, allein und beziehungslos zu sein. Emanzipiert sein bedeutet, dass man Mitglied einer reifen und emanzipierten Gruppe ist, welche einem eine eigenständige Meinungsbildung ermöglicht und somit zur Freiheit verhilft. Erst die Fähigkeit, sich wieder in einen Sozialbezug einzuordnen, also weder vollständig durch Abhängigkeit (Dependenz) noch durch

Negation (Konterdependenz) bestimmt zu sein, ermöglicht nach Schwarz (2007) in Anlehnung an Hegel das „Zu-sich-selber kommen des Menschen im Bewusstsein der Freiheit“ (S. 116). Mit dem Zu-sich-selber kommen in einem Sozialbezug geht die Erkenntnis einher, dass man sich bei der Emanzipation zwar aus Vertrautem löst, weil man erkennt, dass es auch anders als bisher angenommen möglich ist. Aber man kann den Bezug zu seinen Wurzeln nicht gänzlich aufgeben. Verneint man seine Herkunft und seine Wurzeln, geht damit eine Abwertung der eigenen Person einher. Man kann nicht gänzlich abwerten, woher man kommt, ohne sich dabei nicht selber abzuwerten. Emanzipation impliziert somit Aufbruch und Neues, jedoch auch die Integration der eigenen, bisherigen biografischen Erfahrungen. Folglich löst Emanzipation immer Spannungsverhältnisse aus, zu dessen Kern wohl ein Umgang mit Ambivalenzen gehört.

Für die Soziale Arbeit bedeutet dies, dass sie gesellschaftlich wie auch in der konkreten Interaktion mit ihrer Klientel anerkannte Erzählräume schaffen muss, in denen Menschen ihre Stimme erheben können und dabei für ihre Geschichte und Erfahrung ein anerkennendes Gehörtwerden antreffen. Die Untersuchung hat gezeigt (vgl. Kapitel 5), dass der Mädchentreff für die jungen Frauen ein solcher Raum darstellt. In einem ersten Schritt soll es der Sozialen Arbeit darum gehen, dass Menschen einen Zugang zu ihren Erfahrungen finden und dadurch ein Bewusstwerden über ihre eigene Biografie und deren soziale Bedingtheit stattfindet. Soziale Arbeit verfolgt das Ziel, solche emanzipatorische Prozesse in Richtung Mündigwerdung zu ermöglichen und zu fördern. Dies impliziert ein Bewusstwerden über erfahrene Ungerechtigkeit oder Unterdrückung. Eine intersektionale Sichtweise kann hier den Blick für gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse schärfen und zur Bewusstwerdung von Abhängigkeitsverhältnisse beitragen. In einer demokratischen Gesellschaft sollen Menschen ihre Erfahrungen, insbesondere ihre Erfahrungen von Unterdrückung, diskursiv einbringen können. Soziale Arbeit soll auf der individuellen Ebene Bildungs- und Emanzipationsprozesse in Richtung Mündigwerdung fördern und hat sich auf der strukturellen Ebene dafür einzusetzen, dass Menschen auf eine demokratische Gesellschaft stossen können, welche ihre Geschichte und Erfahrungen als relevant anerkennt. Dadurch wird seitens der Gesellschaft soziale Anerkennung hergestellt und damit die Möglichkeit zur Integration in einen sozialen Kontext eröffnet.

Anschliessend an diese Überlegungen könnte in einem weiteren Forschungsvorhaben untersucht werden, wie diese Erzählräume einerseits auf einer gesellschaftlichen Ebene und andererseits in den konkreten Interaktionen mit der Klientel hergestellt werden können. Die vorliegende Masterthesis hat gezeigt, dass der Emanzipationsprozess mit dem Heraustreten aus Abhängigkeitsverhältnissen noch nicht vollendet ist. Der Emanzipationsprozess beginnt zwar mit dem Verlassen der Dependenz und dadurch mit dem Heraustreten aus Abhängigkeitsverhältnissen. Danach folgt jedoch eine Krise der Einsamkeit. Die weiterführende Frage besteht darin, wie Menschen in einer pluralen und

individualisierten Gesellschaft wieder sozialen Anschluss finden und somit den Sozialbezug wiederherstellen können. Dies scheint in einer kapitalistischen und neoliberalen Gesellschaft eine besondere Herausforderung darzustellen. Es wäre interessant zu untersuchen, was Integration wirklich bedeutet und was es braucht, damit sich emanzipierte, mündige Menschen in eine demokratische Gesellschaft integrieren können. Integration im Sinne eines wirklichen sozialen Anschlusses lässt sich nämlich nicht daran messen, ob eine Person weiss, wie Öl entsorgt wird, wie dies bei B. im Rahmen des Einbürgerungstestes erfragt wurde (vgl. Transkript Interview 2, Z. 730ff oder Kapitel 5.2.2). Als Ausblick für einen weiterführenden Forschungsbedarf kann hier folglich auf die Thematik der Integration verwiesen werden.

Interessant wäre auch eine Langzeitstudie, welche den weiteren Verlauf der emanzipatorischen Prozesse der jungen Frauen untersuchen würde. Gelingt es den jungen Frauen, sich von ihren Familien zu emanzipieren? Wie gestaltet sich ihr Verhältnis zu ihren Familien in Zukunft? Finden sie in einer individualisierten, pluralen und neoliberalen Gesellschaft neuen sozialen Anschluss? Können sie ihre Krisen der Einsamkeit überfinden? Gelingt ihnen der Schritt in die Interdependenz mithilfe eines neuen Sozialbezuges?

Weiter wäre in einem nächsten Forschungsvorhaben in Bezug auf emanzipatorische Prozesse auch eine Erweiterung der Personengruppe interessant. In Kapitel 6.2 wurde aufgezeigt, dass sich Emanzipation nicht auf das weibliche Geschlecht beschränken lässt. Eine Untersuchung emanzipatorischer Prozesse von Männern oder von Menschen ohne klare Geschlechtszugehörigkeit wäre dazu aufschlussreich. Interessant wäre zu erforschen, ob die Kategorie Geschlecht und die Thematik der Sexualität sich weiterhin als derart relevant erweisen würde, wie dies in der vorliegenden Forschung der Fall ist.

Abschliessend soll an dieser Stelle ein grosses Dankeschön an die vier jungen Frauen ausgesprochen werden, die bereit waren, ihre interessanten und berührenden Lebensgeschichten zu erzählen. Es zeigten sich vier junge Frauen, die bereit sind, für sich einzustehen und den Mut aufbringen, ihren Weg zu gehen und die Welt zu hinterfragen. Auf ihrem Weg der Emanzipation erkennen sie, dass es auch anders geht und setzen sich damit gegen die von Autoritäten als vermeintlich unumstösslich gesetzten Dogmen zur Wehr. Es ist ihnen zu wünschen, dass sie im weiteren Verlauf ihrer emanzipatorischen Prozesse neue Bezugspersonen und soziale Kontakte finden, die unterstützend für ihre Identitätsbildung sind und ihnen in einem interdependenten Sozialbezug die Möglichkeit zur Freiheit und ein „Zu-sich-selber kommen“ ermöglichen und sie mit ihrer Geschichte soziale Anerkennung erfahren dürfen. Der interdependente Sozialbezug kann helfen, das Bewusstsein über die eigene Geschichte weiter voranzutreiben, sodass im weiteren Verlauf des Emanzipationsprozesses die eigene Geschichte vermehrt bewusst, nicht abgewertet, sondern kritisch gewürdigt werden kann.

Beginnt man sich zu emanzipieren, wird man immer auf Widerstand stossen. Es wird immer Autoritäten und Herrschaftsverhältnisse geben, die der Entwicklung in Richtung eines mündigen Individuums mit der Möglichkeit zur freien Meinungsbildung im Weg stehen. Ich wünsche diesen vier jungen Frauen und allen Menschen auf ihrem emanzipatorischen Weg, diesem Gegenwind fröhlich entgegentreten zu können.

## 7. LITERATURVERZEICHNIS

- Adorno, Theodor W. (2008). 2. Vorlesung 14.5.1964. In Tobias ten Brink & Marc Philipp Nogueira (Hrsg.), *Theodor W. Adorno. Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft (1964)*. Frankfurt am Main: Suhrkampverlag.
- Ammann, Eveline, Friedli, Fabienne, Frischknecht, Susanna, Luchsinger, Larissa & Tischhauser, Annina. (2017). *Offene Mädchenarbeit in der Deutschschweiz. Forschungsbericht* [PDF]. Abgerufen von: [https://www.soziale-arbeit.bfh.ch/uploads/tx\\_frppublikationen/170523\\_Forschungsbericht\\_Maedchenarbeit\\_Jugendarbeit.pdf](https://www.soziale-arbeit.bfh.ch/uploads/tx_frppublikationen/170523_Forschungsbericht_Maedchenarbeit_Jugendarbeit.pdf)
- Atteslander, Peter. (2010). *Methoden der empirischen Sozialforschung* (13., neu bearbeitete und erweiterte Auflage). Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Becker, Ruth & Kortendiek, Beate. (Hrsg.). (2010). *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli. (2011). *Feministische Theorien zur Einführung* (5., ergänzte Auflage). Hamburg: Junius Verlag.
- Bereswill, Mechthild. (2011). Intersektionalität. In Gudrun Ehlert, Heide Funk & Gerd Stecklina (Hrsg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht* (S. 210-213). Weinheim: Juventa Verlag.
- Bereswill, Mechthild & Ehlert, Gudrun. (2010). Geschlecht. In Karin Bock & Ingrid Miethe (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit* (S. 143-151). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bock, Ulla. (1997). Der lange Weg der Emanzipation – Interpretationen zum Verhältnis von Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenforschung. In Wiltrud Gieseke (Hrsg.), *Feministische Bildung-Frauenbildung* (2., unveränderte Auflage, S. 17-39). Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Böhnisch, Lothar. (2013). Intersektionalität und/oder Interdependenz. *Erwägen-Wissen-Ethik (EWE)*, 24(3), 364-365.
- Breidenstein, Georg, Hirschauer, Stefan, Kalthoff, Herbert & Nieswand, Boris. (Hrsg.). (2015). *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung* (2., überarbeitete Auflage). Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Bronner, Kerstin & Paulus, Stefan. (2017). *Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis. Eine Einführung für das Studium der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Butler, Judith. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Butler, Judith. (2016). *Judith Butler - Philosophin der Gender*. Abgerufen von: <https://www.youtube.com/watch?v=PlCmB---sT4&frags=pl%2Cwn>
- Bütow, Birgit & Munsch, Chantal. (Hrsg.). (2012). *Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Chodorow, Nancy. (1985). *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München: Verlag Frauenoffensive.
- Crenshaw, Kimberle. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *University of Chicago. Legal Forum*, Vol. 1989, Article 8, 139-167.
- Davis, Kathy, Evans, Mary & Lorber, Judith. (Hrsg.). (2008). *Handbook of gender and women's studies* (Reprinted). London: SAGE.
- Degele, Nina & Winker, Gabriele. (2007). *Intersektionalität als Mehrebenenanalyse* [PDF]. Abgerufen von: <http://docplayer.org/72506-Intersektionalitaet-als-mehrebenenanalyse.html>
- Degele, Nina & Winker, Gabriele. (2010). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten* (2., unveränderte Auflage). Bielefeld: transcript Verlag.
- Dietze, Gabriele, Hornscheidt, Anthe, Palm, Kerstin & Walgenbach, Katharina. (2007). *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen: Barbara Budrich.
- Faulstich-Wieland, Hannelore. (2003). *Einführung in Genderstudien*. Opladen: Leske und Budrich.
- Foucault, Michel. (1994). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Gildemeister, Regine & Hericks, Katja. (2012). *Geschlechtersozioologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Graf, Erich Otto. (2010). *Forschen als sozialer Prozess. Zur Reflexion von Momenten der Forschung in sozialwissenschaftlicher Forschung* (2., ergänzte Auflage). Luzern: Verlag an der Reuss.
- Graf, Martin Albert. (1996). *Mündigkeit und soziale Anerkennung. Gesellschafts- und bildungstheoretische Begründungen sozialpädagogischen Handelns*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Graf, Martin Albert. (2003). Emanzipation. In Erwin Carigiet, Ueli Mäder & Jean-Michel Bonvin (Hrsg.), *Wörterbuch der Sozialpolitik* (S. 80-81). Zürich: Rotpunktverlag.
- Graf, Martin Albert. (2017). *Offensive Sozialarbeit. Beiträge zu einer kritischen Praxis (Band 1)*. Norderstedt: BoD Verlag.

- Hirschauer, Stefan. (2014). Un/ doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie*, 43 (3), 170-191.
- Jung, Tina. (2014). Zwischen Herrschaft und Emanzipation. Kritische Theorie, Feminismus und die Kritik der Moderne. In Tina Jung, Anja Lieb, Marie Reusch, Alexandra Scheele & Stefan Schoppengerd (Hrsg.), *In Arbeit: Emanzipation. Feministischer Eigensinn in Wissenschaft und Politik* (S. 53-68). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Jung, Tina, Lieb, Anja, Reusch, Marie, Scheele, Alexandra & Schoppengerd, Stefan. (Hrsg.). (2014). *In Arbeit: Emanzipation. Feministischer Eigensinn in Wissenschaft und Politik* Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Knapp, Gudrun-Axeli. (1988). Die vergessene Differenz. *Feministische Studien*, 6(1), 12-31.
- Knapp, Gudrun-Axeli. (2008). „Intersectionality“ - ein neues Paradigma in der der Geschlechterforschung? In Rita Casale & Barbara Rendtorff (Hrsg.), *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung* (S. 33-54). Bielefeld: transcript Verlag.
- Kreisky, Eva. (2006). Ermattete Staatskörper und (re-)vitalisierte Körpermärkte. Vergeschlechtlichte Körperrituale im Neoliberalismus. In Birgit Sauer & Eva-Maria Knoll (Hrsg.), *Ritualisierungen von Geschlecht* (S. 223-243). Wien: WUV.
- Lorenzer, Alfred. (1977). *Sprachspiel und Interaktionsformen. Vorträge und Aufsätze zu Psychoanalyse, Sprache und Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Luckmann, Thomas & Schütz, Alfred. (2003). *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Lutz, Helma, Vivar, María Teresa Herrera & Supik, Linda. (Hrsg.). (2013). *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes* (2., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: Springer VS.
- Meyer, Katrin. (2017). *Theorien der Intersektionalität zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag
- Miethe, Ingrid & Gahleitner, Brigitta. (2010). Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. In Karin Bock & Ingrid Miethe (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit* (S. 573-581). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Miethe, Ingrid & Gahleitner, Brigitta Silke. (2011). Biografie. In Gudrun Ehlert, Heide Funk & Gerd Stecklina (Hrsg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht* (S. 73-75). Weinheim: Juventa Verlag.
- Misoch, Sabina. (2015). *Qualitative Interviews*. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.
- Nickel, Hildegard Maria. (2000). Sozialwissenschaften. In Christina von Braun & Inge Stephan (Hrsg.), *Gender Studien. Eine Einführung* (S. 130-141). Stuttgart: J. B. Metzler Verlag.

- Nickel, Hildegard Maria. (2014). Geschlechterforschung, Gesellschaftskritik und ein feministischer Blick auf Arbeit. In Tina Jung, Anja Lieb, Marie Reusch, Alexandra Scheele & Stefan Schoppengerd (Hrsg.), *In Arbeit: Emanzipation. Feministischer Eigensinn in Wissenschaft und Politik* (S. 26-37). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Oehler, Patrick, Drilling, Matthias, Käser, Nadine & Thomas, Nicola. (2017). Soziale Arbeit und Stadtentwicklung - Emanzipation als neue Leitperspektive? In Patrick Oehler, Nadine Käser, Matthias Drilling, Jutta Guhl & Nicola Thomas (Hrsg.), *Emanzipation, Soziale Arbeit und Stadtentwicklung. Eine programmatische und methodische Herausforderung* (S. 11-32). Opladen: Budrich UniPress.
- Oelschlägel, Dieter. (2017). Emanzipation. In Dieter Kreft & Ingrid Mielenz (Hrsg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik* (8., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage, S. 258-260). Weinheim: Beltz Juventa Verlag.
- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika. (2014). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch* (4., erweiterte Auflage). München: Oldenbourg Verlag.
- Riegel, Christine. (2012). Intersektionalität in der Sozialen Arbeit. In Birgit Bütow & Chantal Munsch (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung* (S. 40-60). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Rose, Lotte. (2011). Dekonstruktivismus. In Gudrun Ehlert, Heide Funk & Gerd Stecklina (Hrsg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht* (S. 83-84). Weinheim: Juventa Verlag.
- Scheu, Ursula. (1997). *Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Schleicher, Johannes. (2011). Entpört Euch! Ein Essay zu Profession und Politik. *Sozial Aktuell. Die Fachzeitschrift für Soziale Arbeit*, (9), 13-14.
- Schmocker, Beat. (2016). Versuch über die Prinzipien der Sozialen Arbeit. In Ueli Merten & Peter Zängli (Hrsg.), *Ethik und Moral in der Sozialen Arbeit. Wirkungsorientiert - kontextbezogen - habitusbildend* (S. 129-166). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Schössler, Franziska. (2008). *Einführung in die Gender Studies*. Berlin: Akademie Verlag.
- Schubert, Hans-Joachim. (1995). *Demokratische Identität. Der soziologische Pragmatismus von Charles Horton Cooley*. Frankfurt a.M: Suhrkamp Verlag.
- Schwarz, Gerhard. (2007). *Die 'Heilige Ordnung' der Männer. Hierarchie, Gruppendynamik und die neue Rolle der Frauen* (5., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scott, Joan Wallach. (1994). Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In Nancy Kaiser (Hrsg.), *Selbst Bewusst. Frauen in den USA* (S. 27-75). Leipzig: Reclam Verlag.

- SEM, Staatssekretariat für Migration. (2017). *Drittstaatsangehörige*. Abgerufen von: <https://www.sem.admin.ch/sem/de/home/themen/einreise/kurzfristig/drittstaaten.html>
- Sigl, Johanna. (2018). *Biografische Wandlungen ehemals organisierter Rechtsextremer. Eine biografieanalytische und geschlechterreflektierende Untersuchung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Simmel, Georg. (2002). Exkurs über den Fremden. In Peter-Ulrich Merz-Benz & Gerhard Wagner (Hrsg.), *Der Fremde als sozialer Typus : klassische soziologische Texte zu einem aktuellen Phänomen* (S. 47-53). Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Spindler, Susanne. (2006). *Corpus delicti. Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag jugendlicher Migranten*. Münster: Unrast Verlag.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet. (1996). *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.
- Thiessen, Barbara. (2010). Feminismus: Differenzen und Kontroversen. In Ruth Becker & Barbara Budrich (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 37-44). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Universität, Erfurt. (2012). *Forschungsmethoden und Methodenbücher*. Abgerufen von: <https://www.uni-erfurt.de/seminarfach/kurs/4/>
- Villa, Paula-Irene. (2013). Verkörperung ist immer mehr. Intersektionalität, Subjektivierung und der Körper. In Helma Lutz, María Teresa Herrera Vivar & Linda Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes* (2., überarbeitete Auflage, S. 223-242). Wiesbaden: Springer VS.
- Vogel, Christian. (2017). *Offensive Sozialarbeit. Beiträge zu einer kritischen Praxis (Band 2)*. Norderstedt: BoD Verlag.
- Von Braun, Christina & Stephan, Inge. (Hrsg.). (2000). *Gender Studien. Eine Einführung*. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag.
- Wallner, Claudia. (2011). Feminismus. In Gudrun Ehlert, Heide Funk & Gerd Stecklina (Hrsg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht* (S. 132-135). Weinheim: Juventa Verlag.
- Witzel, Andreas. (2000). Das problemzentrierte Interview. *FQS: Forum qualitative Sozialforschung*, 01(1).

## 8. ANHANG

### 8.1 Anhang 1: Interviewleitfaden

#### Erläuterung der Rahmenbedingungen

- Interview im Rahmen meiner Masterthesis
- Thema: Ich interessiere mich für Lebensläufe von jungen Frauen. Es gibt Punkte im Leben, wo man sich entscheiden muss, den Weg so oder so weitergehen kann. Mich interessieren diese „Schaltstellen“, was dort passiert ist, was du dabei gedacht und gefühlt hast. Mich interessieren Grenzerfahrungen und neu erlangte Spielräume.
- Es interessiert mich, wie du die Dinge siehst. Ich werde dich daher auch nicht unterbrechen, nur wenn mir etwas nicht klar ist. Für mich ist deine gesamte Geschichte interessant. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten und Erzählungen, sondern mich interessiert, wie gesagt, was du erlebt hast was deine Gedanken und Meinungen dazu sind.
- Zeithorizont: ca. 2h
- Erklärung Datenschutz (Anonymisierung)
- Einverständniserklärung unterzeichnen, Verwendungszweck erklären
- Start: Kurzfragebogen Personalien, demografische Daten

#### Forschungsfrage (wird Interviewpartnerin nicht vorgelesen):

- Wie sind die Spannungsverhältnisse, welche die Frauen in Bezug auf eigene Emanzipationsprozesse wahrnehmen vor dem Hintergrund von intersektionalen Differenzmerkmalen kritisch zu diskutieren und zu bewerten?

#### 1. Phase: Einstiegsfrage (narrativ, erzählungsgenerierend, erkenntnisgenerierend)

Erzähl mir deine Geschichte des Lebens. Was ist unterwegs alles so passiert, dass du heute so denkst, lebst und handelst, wie du es jetzt tust und du zu dieser jungen Frau geworden bist, die du jetzt bist?

(Metapher des Lebensweges für Umschreibung der Forschungsfrage: Du bist eine junge Frau, die bereits viel erlebt und durchlebt hat. Für mich ist deine ganze Lebensgeschichte interessant. Erzähl mir doch mal aus deinem Leben, was du alles so erlebt hast, welche Herausforderungen du bereits erlebt hast und was du gemacht hast, dass du da stehst, wo du jetzt stehst.)

Weitere erzählgenerierende Fragemöglichkeiten (falls Einstieg „happert“, Person nicht ins Erzählen kommt):

- Was waren wichtige Übergänge/ Veränderungen? Was hast du da erlebt? Wie hast du sie gemeistert?
- Hast du spezifische Herausforderungen erlebt? Wie hast du diese gemeistert?

**2. Phase: Sondierungsfragen** (Zurückspiegelung, Verständnisfragen, Konfrontationen, roten Faden weiterspinnen, Bezug nehmen auf Erzählsequenzen, Bezug zu Theorie)

Identitätsebene: (Induktiv vorgehen: reich-arm/ männlich-weiblich -> welche Merkmale sind relevant?)

- Wenn du dich beschreiben müsstest, mit welchen Adjektiven würdest du dich beschreiben?
- Wo hast du dich besonders weiterentwickelt?
- Was ist für dich einschränkend, befreiend im Leben?

Strukturebene:

- Klasse (soziale Schicht, Zugang zum Erwerbsmarkt)
- Rasse: Hierarchieverhältnisse von Migrant\*innen/ Aufenthaltsstatus
- Geschlecht: Frau/ Mann; sexuelle Orientierung; Reproduktionsarbeit
- Körper: Alter, Jugend, Schönheit, Fitness, Gesundheit

Repräsentationsebene:

- Normen und Ideologien -> Individuelle Erklärungen für Situationen

**Mögliche Abschlussfragen:**

- Welche Wünsche und Träume hast du?
- Was möchtest du erreicht haben oder wie möchtest du leben, wenn du mal 30 Jahre alt bist?  
Was wünschst du dir für deine Zukunft?

**Abschluss:**

- Dank & Hinweis, dass es hilfreich war
- Nachfragen, ob Erzähltes immer noch verwendet werden darf
- Info, wann Masterthesis fertig ist und fragen, ob befragte Person Interesse am Resultat hat

## 8.2 Anhang 2: Kurzfragebogen

Namen:

Alter:

Herkunft Land und Ort (ländlich/ städtisch?)

Aufenthaltsstatus in der Schweiz:

Aufenthaltsdauer in der Schweiz:

Beruf Eltern:

Ausbildung/ aktuelle Tätigkeit:

Finanzielle Situation:

## 8.3 Anhang 3: Postskriptum

*Unmittelbar nach dem Interview Beobachtungen, Ahnungen, Vermutungen, Zweifel u.ä. eintragen*

### 1. Zur Erhebungssituation

#### Gesprächsort und Besonderheiten der Erhebungssituation

*(z.B. Gespräch am Esstisch der Familie oder am Besprechungstisch in einem Büro sowie allfällige Störungen, Zeitknappheit, ect.)*

#### Merkmale der Befragten, der Interviewerin und evt. anderer Beteiligter

*(Längerfristige Merkmale wie Gesundheitszustand, äussere Erscheinungen sowie temporäre Merkmale wie Müdigkeit, Gefühlszustand, ect.)*

### 2. Zum Interview

#### Generelle Beurteilung

*(Gesprächscharakteren grob bezeichnen, z.B. geschäftlicher, therapeutischer, erzählerischer, dialogischer, Smalltalk usw. Charakter)*

#### Erste inhaltliche Beurteilung

*(Auffallende inhaltliche Schwerpunkte und Entwicklungen des Interviews)*

#### Methodische Beurteilung

*(Interviewtechniken und was sie bewirkt haben, z.B. Befindlichkeit der Interviewerin, Einfluss des Tonbandes)*

### 3. Schlussbemerkung

Die Befragte Person ist immer noch einverstanden, dass die Inhalte des Interviews anonymisiert für die Masterthesis verwendet werden dürfen

Will die Befragte über das Erscheinen der Ergebnisse der Studie informiert werden?

Dürfen wir uns ein weiteres Mal für ein Gespräch melden, falls Bedarf besteht?

Anderes?